P. O. germ.
714-4

<36611684200015

<36611684200015

Bayer. Staatsbibliothek

Sch. Ub. deutsch
p. 301.

Tulpen IV.

Wm Jury fec.

Tulpen.

Von

Friedrich Kind.

Viertes Bändchen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

T u l p e n.

Variis colorum picturis in certamen usque luxuriant.
Plin.

Inhalt.

XVI.	Der Hausaltar	Seite	1
XVII.	Nicol von Drandorf (Eine Criminalgeschichte)	—	21
XVIII.	Der große Christoph	—	61
XIX.	Jung gefreit	—	77
XX.	Die Rose von Jericho	—	151
XXI.	Der Kuß	—	213

XVI.

Der Hausaltar.

Es dämmerte der Abend. Die kunstreiche Donna Isaura konnte an dem Meßgewand, das sie für ein nahes Kloster stickte, die Farben der Folie nicht mehr unterscheiden, und der kaum vierzehnjährigen Ines waren unter der Arbeit schon mehrmals die Augen zugefallen.

„Wir haben heut' zu früh angefangen" — sagte Isaura mitleidig — „leg' dich nieder, mein Kind!"

Ines stand schnell auf, küßte der sanften Mutter zweimal gerührt die Hand, und ging, bei dem kleinen häuslichen Altar sich nur im Vorbeigehen verneigend, in das anstoßende

Schlafcabinet. Sie entkleidete sich, immer die Augen reibend, nur halb, legte das Köpfchen aufs Kissen und — bald waren die Augen geschlossen.

„Glückliches Alter“ — dachte Isaura, indem sie Stickerei und Arbeitsgeräthe zusammenräumte — „glückliche Unschuld! Nicht einmal gebetet hat sie heute vor Müdigkeit, nicht einmal die Tuberosen begossen, die sie mit lang erspartem Gelde kaufte, um den Altar zu schmücken!“

„O vergieb ihr, heilige Jungfrau!“ — fuhr sie fort, indem sie aus dem blinkenden Becken den Blumen Wasser gab — „behüte ihren Schlaf, Königin des Himmels, der ich sie von Jugend auf weihte, und bewahre ihr Herz vor meinem Schicksal, meinen Schmerzen!“ —

Nach einiger Zeit ging auch Isaura in das Cabinet, betrachtete mit wehmüthiger Freude die blühende Schlummernde, kleidete sich aus und legte sich nieder. Ermüdet von der Arbeit

des Tages schlug sie betend die Hände zusammen und entschlief.

Doch nicht ohne Ursache hatte Ines dießmal so frühe Neigung zum Schlafe verspürt, nicht umsonst der Mutter mit pochendem Herzen zweimal die Hand geküßt, und nicht alle mit geschlossenen Augen sind entschlummert! Ach, diese Glut der Wange, diese unruhig sich hebende Brust gehörte keiner Träumenden an; ein beklommenes, beängstigtes Herz verscheucht die im Arme der Nacht freundlich lauernden Götter.

Zitternd erhob sich jetzt die junge Ines, und schaute nach der Mutter, die, wie eine schlummernde Heilige, noch immer die Hände über die Brust faltete. — „Dich soll ich hintergehen, dich soll ich betrüben“ — sagte das von innern Vorwürfen bestürmte Mädchen — „dich, du Fromme, Reine, die vielleicht für mich betend entschlief? Nein! ich kann nicht! ich kann nicht!“ —

„Ach, wie mein Herz schlägt!“ — setzte

sie leiser hinzu, und legte die Hand darauf, als wollte sie es zum Schweigen bringen. Doch es wurde nicht beruhigt; es fing nur an noch lauter zu klopfen; denn an ihm — lag die hier zärtlich verwahrte Romanze Diego's!

„O Diego! Diego! was verlangst du?“ — rief Ines mit sanften, schwärmerischen Augen, stand mit dem Muthe der ersten, alles vergessenden Liebe schnell auf, schlich auf den Zehen aus dem Cabinet, und lehnte mit zitternder Hand leise die Thür an.

Don Diego, Graf Fuentes, vereinigte in seinem Aeußern alles, was zu einem schönen Manne erfodert wird. Eben so galant, als tapfer, mit Reichthum, Verschlagenheit und allen Talenten des feinern Umgangs ausgestattet, ward er von den Rittern geachtet, von den Damen — nicht grausam zurückgewiesen. Sein Hang zu Zerstreuungen ließ ihn nur den Winter am Hofe zubringen; in den schönern

Jahreszeiten hielt er sich bald hier, bald dort, in den berühmtesten Städten des Königreichs auf.

Ungefähr vor einem Vierteljahre war er wieder hieher nach Toledo gekommen. Er besuchte daselbst eine ihm weitläuftig verwandte Nonne, mit welcher auch Donna Isaura bekannt war, und trat eben durch die Pforte ein, als die reizend aufblühende Ines von der frommen Schwester sich beurlaubte. Ihre hinreissende kindliche Unschuld, ihre gleich der Morgenröthe anbrechende Schönheit, entzündeten auf den ersten Anblick sein Herz, und gern wär er ihr augenblicklich gefolgt, hätte der Anstand dieß verstattet. Doch tröstete er sich insgeheim, wo nicht von der Nonne, doch wenigstens von der Pförtnerin, den Namen der schönen Unbekannten zu erfahren. Das letztere gelang. Er erfuhr, daß Ines die Tochter einer im Stillen lebenden, adelichen Wittwe sey, und den Namen der Straße, wo sie wohnten.

Dieß war ihm genug, um für seine Neigung das Beste zu hoffen. Er kannte in jener Straße eine Handschuhhändlerin, zwar von äußerlich unbescholtnem Rufe, doch nicht von den strengsten Grundsätzen, und gewann diese, ihm zu Anspinnung einer Bekanntschaft mit Ines hülfreiche Hand zu bieten. Diese trug kein Bedenken, ihm ihre willigsten Dienste zu versprechen, machte ihm aber auch daraus kein Geheimniß, daß die Mutter ihre Tage in der tiefsten Abgezogenheit von der Welt zubringe, die Tochter aber, stets von ihr begleitet, gewöhnlich zur Messe, und nur selten etwa einmal allein in das Kloster zu gehen pflege.

Man versuchte jedoch, die im Wege stehenden Schwierigkeiten durch List zu beseitigen. Die Handschuhhändlerin begab sich in ihrer ehrbarsten Matronen-Kleidung und mit der täuschendsten Scheinheiligkeit zu Donna Isaura, und ersuchte sie, ihr für eine der vornehmsten Damen einige Dutzend Handschuhe auf das künstlichste zu sticken. Sie sprach zugleich

sehr freundlich und einschmeichelnd mit Ines, und ersuchte diese, da sie selbst nicht gut im Laden abkommen könne, und es ja nur ein paar Schritte über die Gasse sey, ihr die von Zeit zu Zeit fertig werdende Arbeit zu überbringen.

Der guten Ines war die Gelegenheit, einigemal öfter an die frische Luft zu kommen, gar nicht unerwünscht, und — wer nun, da sie kam, zufällig bei der Handschuhhändlerin kaufte, war natürlich Don Diego.

Es mußte der unerfahrnen, bis jetzt immer noch als Kind behandelten Ines nicht wenig gefallen, daß ein schöner, prächtig gekleideter Cavalier in dem Augenblick, als sie ganz unbefangen in den Laden trat, wie von einer himmlischen Erscheinung bezaubert, mit tiefer Ehrerbietung sich zurückzog; daß er darauf, sich bescheiden nahend, ihr einige, aber auch die allerverbindlichsten Worte sagte, und zuletzt, als sie nach einer ziemlichen Weile sich

entfernen wollte, ihre, nur wie weggestohlne Hand feurig an seine Lippen drückte.

Ein so neuer Auftritt dieß übrigens für Ines gewesen war, so ward sie doch von einem gewissen Mädchen-Instinkt betrogen, gegen die Mutter von dem reizenden und artigen Ritter auch nicht ein Wörtchen zu erwähnen. Vielmehr half sie von diesem Augenblick an weit ämsiger an den Handschuhen, und musterte, als sie an dem von der Handschuhhändlerin gewünschten Tage wiederum ein halbes Dutzend Handschuhe zu überbringen hatte, weit sorgfältiger, als jemals vorher, ihre, wie sie jetzt erst einsah, für ein junges Mädchen doch auch gar zu einfarbige Kleidung.

Auch dießmal hatte den bezauberten Don Diego sein Glücksstern herbeigeführt. Er wußte diesen günstigen Zufall gegen die horchende Geliebte, die denn auch die Rolle der Erwachsenen zu spielen anfing, nicht hoch genug zu erheben, und benutzte ihn so gut, daß sogar zuletzt von der schönen Kleinen in einigen

Tagen eine ähnliche Zusammenkunft so gut wie versprochen ward. Die Handschuhhändlerin gab dabei den wohlgemeinten Rath, um ihr wegen ihrer außerordentlichen Zuneigung gegen Ines nicht etwa Verdruß zu machen, der Donna Isaura von diesem unschuldigen Zusammentreffen nicht das Mindeste zu sagen, und Ines versprach dieß, obwol hocherröthend.

Von nun an vermehrte sich, wie die ehrbare Matrone versicherte, durch Donna Isaura's kunstreiche Arbeit die Liebhaberei nach dergleichen Handschuhen von Tage zu Tage. Es wurde immer neue Arbeit zu Isauren ins Haus, und wieder von Ines in den Laden gebracht, und man beobachtete dabei die Vorsicht, daß sie, um bei der Mutter keinen Argwohn zu erregen, immer nicht allzulange daselbst verweilte.

Hätte Donna Isaura nur das mindeste ahnen können, das Benehmen der kindlichen Ines würde ihr bald Alles entdeckt haben. Dem guten Mädchen, dem ein so ehrenvoller

Liebeshandel freilich nicht wenig schmeichelte, war gleichwol nicht immer wohl zu Muthe dabei. Sie zeigte sich jetzt weit inniger, weit sorgsamer und zärtlicher, aber auch weit scheuer gegen ihre Mutter; sie betete weit länger und andächtiger vor dem Altar Maria's; über ihr ganzes Wesen war ein Schimmer, aber zuweilen auch wieder eine Dämmerung verbreitet, woran der aufmerksame Beobachter alsbald die Morgenröthe der ersten Liebe erkannt haben würde.

Der schlaue Don Diego, dessen Scharfblicke die Gewißheit, daß er geliebt werde, nicht entgehen konnte, wußte Ines Seelenzustand auf das Vortheilhafteste für sich zu benutzen. Sie hatte ihm schon, wenn auch sich sträubend, einige Küsse gestattet; sie hatte sich schon zweimal des Nachts, da er mit seiner Laute bei ihrem Hause vorbei wandelte, von der Seite der schlummernden Mutter hinweggestohlen, um an das Gitter zu kommen; doch

hiebei sich zu begnügen, war er im mindesten nicht gesonnen.

Einst als Ines die Handschuhhändlerin abermals besuchte, sah sie auf dem Ladentisch einige der schönsten Maskenkleider ausgebreitet. Die Handschuhhändlerin stellte sich dießmal etwas eilfertig, und sprach mit Entzücken von den Freuden des Balls, auf welchen Diego sie diese Nacht mitnehmen werde, zeigte der begierig zuhörenden Ines die schimmernden Kleider, und vermochte sie endlich, wie im Scherz, das schönste davon anzuprobiren. Es war von weißem Atlas und schwarzem Sammt, sehr reich mit Silber gestickt, und — was der Zufall nicht thut! — es paßte Ines, als wär es für sie gemacht. Eben als die reizende Kleine leise seufzend im Begriff stand, es wieder abzulegen, trat Don Diego durch eine Seitenthür, und ward, wie sich von selbst versteht, von der Schönheit der jungen Geliebten in diesem Anzuge ganz verblendet. Mit der feurigsten Begeisterung, unter einigen, wie in

süßer Trunkenheit geraubten Küssen, äußerte er den Wunsch, daß Ines an diesem glänzenden Feste, wenn auch nur auf ein Stündchen, Theil nehmen möge. Anfänglich schien dieß eine Unmöglichkeit; allein nach und nach zeigte sich dieß anders. Hatte Ines sich schon einigemal von der Seite der Mutter hinwegschleichen können, um ans Gitter zu treten, so konnte dieß ja auch wol auf eine etwas längere Zeit geschehen. Nur ein Stündchen verlangte der genügsame Don Diego; so lange werde doch wol die Mutter nicht gerade heute erwachen.

Eitelkeit, jugendlicher Leichtsinn, zärtliche Liebe auf der einen — Verschlagenheit und feurige Beredsamkeit auf der andern Seite, trugen bald den Sieg davon. Ines konnte den Beschwörungen des Geliebten, dem listigen Zureden der Handschuhhändlerin und dem eignen Wunsche, einmal so schön geputzt zu seyn, in die Länge nicht widerstehen, und versprach, sich kurz vor Mitternacht aus ihrem Hause zu stehlen. —

Nach ihrer Entfernung schenkte Don Diego der schlauen Unterhändlerin eine ansehnliche Börse, und bestellte alsbald einen verschlossenen Wagen, um die arme Unschuldige noch in dieser Nacht auf eins seiner Güther zu bringen.

Und schon nahte die bestimmte Stunde. Ines suchte ihre inn're Unruhe durch Vorstellungen des sie erwartenden Glanzes und Vergnügens, durch zärtliche Erinnerung an die Schwüre des Geliebten, zu übertäuben, brannte an der Lampe vor dem Marienbilde ein Licht an, und schmückte sich mit zitternder Hand in größter Eil so reizend, als es ihre Garderobe verstattete. Der Spiegel wiederholte ihrer kleinen Eitelkeit, was ihr Don Diego heute mehrmals gesagt hatte, daß sie auch im Bettlerkleide die Krone des Balls seyn werde, und wenn sie an das bereitliegende Maskenkleid dachte, hüpfte ihr Herz vor ungeduldiger Wonne.

Eben war sie fertig worden und löschte

das Licht aus, da ward sie gewahr, daß auch die Lampe des Altars, der sie freilich heute vor inn'rer Unruhe kein Oel gegeben hatte, nur noch matt brannte und zu verlöschen drohte. Jetzt fiel ihrs aufs Herz, daß sie heute, da sie doch dessen so sehr bedürfe, nicht einmal zur Nacht gebetet habe. Mit frommer Regung eilte sie hinzu, gab dem flackernden Docht neue Nahrung, und flehte dann die Heilige um Schutz an bei ihrem, wie sie insgeheim zagend fühlte, doch vielleicht bedenklichem Vorhaben.

Die Lampe erholte sich bald; sie lag auf den Knieen, lauschte nach dem Cabinet, und erhob andächtig ihre Hände. — „Schütze, schütze mich, Heilige Mutter!“ — rief sie mit heißer Inbrunst — „gieb meiner Mutter süßen Schlummer, und bringe mich bald zu ihr zurück!“

Sie sah auf nach dem Bilde; ihr Herz klopfte hörbar; ihr Gewissen sprach lauter, und das Marienbild schien ihr zu winken.

„Was

„Was ist das?“ — sagte sie zitternd zu sich selbst — „Maria sieht ernst zu mir herab! Was habe ich verbrochen? Ist es Sünde, was ich thun will?“ — Sie rang in großer Beängstigung ihre Hände. — „Ja, ich wollte ein Verbrechen begehn, aber noch ist es Zeit, davon abzulassen!“

Da ertönte von unten Diego's Laute, und sie vernahm durch die Stille der Nacht den Gesang:

Widerstrebend
Liebe gebend
Ist die Liebliche erwacht.
Liebelodernd,
Liebefodernd,
Harrt mein Herz in stiller Nacht!

„Er ist's!“ — sagte sie beklommen — „er ist's! O sollte es unrecht seyn, seine Liebe zu erwidern? So zärtlich ist sein Herz, so feurig konnte er flehen — — unmöglich kann er mich zur Sünde verleiten!“

Lieblich lockend tönten noch einmal Laute und Gesang; bebend sah sie noch einmal nach

dem Bilde; gewiß, es warf ihr einen strafenden Blick zu!

„Ja, meine Heilige zürnt; — ich bin strafbar!" — lispelte sie bebend — „aber ich will nicht strafbarer werden!" — Sich selbst mißtrauend, flog sie vor Isaurens Bett, warf sich davor auf die Kniee, und bedeckte die Hand der schlummernden Mutter mit Thränen und Küssen.

„Erwache, erwache, meine Mutter! vergieb deinem strauchelnden Kinde!" — so rief sie laut und erweckte Isauren, die sich schnell erhob und die zitternde Tochter erschrocken in ihre Arme schloß.

Die so plötzlich aus dem sanftesten Schlummer Aufgescheuchte konnte es anfänglich nicht begreifen, warum Ines völlig angekleidet zu ihren Füßen liege. Die Verwirrung, die Thränen, die Fieberglut derselben, machten sie glauben, die Arme sey krank. Isaura kleidete sich schnell an, und fragte Ines

mit der mütterlichsten Zärtlichkeit, was ihr fehle.

Unter lautem Schluchzen gestand diese nun das ganze Geheimniß; doch ohne noch den Namen des Verführers zu nennen.

„Entsetzlich!“ — rief Isaura schaudernd, da Ines geendigt hatte — „Du erzählst mir fast meine eigne Geschichte. Ich war unschuldig und glücklich, wie du — Doch laß uns vor allen Dingen der Hochgelobten Dank zollen, die durch ein Wunder dich rettete!“

Mutter und Tochter beteten mit heißen Thränen. Da ertönte von neuem des ungeduldig wartenden Diego's Laute —

„O Mutter! Mutter! — das ist Diego, — Er ruft mich — o schütze dein reuiges Kind!“

„Diego?“ — unterbrach sie Isaura.

„Diego, Graf von Fuentes!“

„Ungeheuer!“ — schrie Donna Isaura, und stürzte halb ohnmächtig nieder — „Er ist dein Vater, Unglückliche!“ — —

Am folgenden Morgen schrieb Isaura an Diego einige Zeilen, worin sie ihm auf das strengste untersagte, sie und ihre Tochter jemals wieder zu beunruhigen. Mehrere seiner Versuche, sie zu sprechen, wurden von ihr vereitelt. Diego verließ Toledo nicht ohne Erbitterung, stürzte sich dann aufs neue in den wildesten Rausch, und starb bald darauf in einem Zweikampfe. Ines und ihre Mutter begaben sich späterhin in ein Kloster.

XVII.

Nicol von Drandorf.

Es ist doch eine Gottespracht,
Wenn aus dem Traum der Sommernacht
Das Rosenmädchen des Himmels erwacht!
Dort kommt sie tanzend daher geflogen,
In rother, golddurchwebter Tracht,
Und, was die liebende Nacht erzogen,
Hebt sich der Holden entgegen, und lacht.
Frischer blühen die Blumen vor meinem Fenster,
Wie Flammen weh'n in der Morgenluft
Hier Kresse, Feuerbohnen und Genster;
Meine Nachtigall: guten Morgen! ruft.

Ach, könnt' ich, wie du, den Morgen genießen!
Dürfte die wallende, sehnende Brust
In süßen Schmerz und schmerzliche Lust,
In Jubel und Klage sich schwelgend ergießen!
Doch ach! aus der Dichtung Paradiesen
Hat mich der Engel mit dem Schwerdt verwiesen;
Mein harrt — ein gigantischer Actenwust!

Wer ruft? — o weh mir! gewißlich der Schreiber,
Jetzt laborioser, seit er beweibt,

Oder — ist's gar der hagere Treiber,
Dem die Erbschaft vom Cap zu lange bleibt?

Herein denn! — — Wie ist mir? Es ruft in
den Bohnen;
Es muß jemand auf einer Leiter steh'n —
Fast darf man im ersten Stock nicht mehr wohnen!
Ich bitte, meine Ranunkeln zu schonen —
Man beliebe doch, durch die Thüren zu geh'n!

Götter! was muß ich erblicken?
Durch des Flügels Raum
Seh' ich eine Tulpe nicken,
Ueber dem Orangenbaum! Ha! von gleichem Maaße
Zieht sie Vater Pfeilschmidt *) kaum —!
Seht, sie wächst zur Japanischen Vase —
Hätt' ich Wahls gepriesene Nase,
Stieß ich schon an ihren Saum! —
Seht, noch immer scheint's zu schwellen;
Jenen Mörsern gleicht sie schon,
Die vom Wall der Dardanellen
Mit den Felsenbäuchen droh'n!
Jetzt scheint sie sich gar von einander zu spellen,
Und aus dem feurigen Blätterhaus
Fliegt, wie Oberon, ein Liebesengel,
Nur statt der Lilien einen Tulpenstengel,
Fliegt ein liebliches Mädchen heraus!

„Du siehst in mir" — ruft sie mit sanfter Miene —
„Ein Geisterkind, du siehst die Fee Tulpine;

---

*) Den Blumisten ist der Name dieses würdigen Blumen- und Jugendfreunds bekannt.

„Und weil du mich vor Tausenden geehrt, —
„Obschon die Kritiker dich nicht im Irrthum ließen,
„Und man dich gern von deinem Wahn bekehrt,
„Als müsse man von Tulpendüften nießen; —
„So sey dir auch das seltne Glück bescheert,
„Daß auf der Maus und Motte Wiesen —
„Für Dichter ist's gar eine dürre Flur,
„Trägt Blumen nicht, Kraut und Kartoffeln nur —
„Daß dir aus — Acten Tulpen sprießen!"

Und sie berührte mit dem Feenstabe,
Dem Tulpenzepter in der schönen Hand,
Des Actenbundes moderbraunen Rand,
Und — wunderbar! aus Duft gewebt, erstand
Auf ihren Wink aus dem papiernen Grabe
Ein Tulpenkelch vom tiefsten Schwarz und Braun,
Doch — was auf ird'schem Beet gar selten ist zu schau'n —
Mit himmelblauen Streifen zart durchwunden —
Und kaum war das Gesicht verschwunden,
Da stürzt' ich kühn mich in verjährten Staub,
Und nahm der Fäulniß kämpfend ihren Raub.

Nicol Christoph von Drandorf, alten, adelichen Geschlechts, ward um das Jahr 1639 zu Grüpswalde in Pommern geboren. Sein Vater, Adam Melchior von Drandorf, aus dem Hause Polzen, welcher damals dort in Quartier stand, scheint anfänglich in guten Vermögensumständen gewesen, während des dreißigjährigen Kriegs aber herunter gekommen zu seyn. Wenigstens finden sich Spuren, daß er einst die Hälfte des, im Bezirk des Amts Schlieben liegenden, Ritterguths Stechau besaß, welches späterhin sein Sohn nur pachtweise übernahm.

Junker Nicol selbst wuchs in Brandenburgischen Kriegsdiensten auf, scheint es aber

nie über den Rang eines Gemeinen gebracht zu haben. In einer späterhin ausgefertigten Urkunde wird er ein Reuter und „der Edle und Mannhafte“ *) genannt.

Er soll sich im Felde „stets ohne Tadel und wohl verhalten haben,“ erhielt im Jahr 1660 seinen Abschied, und begab sich nach Fastnacht dieses Jahres in die Gegend des ehemals väterlichen Guthes, woselbst er, wie schon erwähnt, als Pachter „eine Wirthschaft anstellte.“

Kurz nach seiner Ankunft hier gerieth er mit einem seiner Vettern, Hanns Christoph von Drandorf, auf Stechau, einer Wiese wegen in Proceß. Dieser Streit verhinderte jedoch nicht, daß sich zwischen ihm und der Tochter seines Gegners, der Jungfer **) Maria Sophia von Drandorf, eine Bekanntschaft, und bald sogar eine Liebschaft an-

*) Die mit „ bezeichneten Stellen sind wörtlich aus den Acten entlehnt.

**) So, nicht Fräulein, wird sie durchgängig, selbst von ihrem Vater, genannt.

spann. Die Folge wird zeigen, daß er sich hiebei immer etwas unstät und mit sich selbst uneins benahm, dahingegen die Jungfer in den rüstigen, zwei und zwanzigjährigen Krieger *) sehr verliebt, ihre Mutter aber, Barbara Sabina von Drandorf, gegen die Liebenden äußerst nachsichtsvoll gewesen zu seyn scheint.

Am 8. Julius 1660 kam Junker Nicol „mit Musik und einem vollen Bierfasse vor des ältern Drandorfs Wohnung gezogen, und gab dabei sein wohlmeinend Gemüth mit Worten und Geberden zu erkennen.“ Auch ließ er es bei dieser ersten Höflichkeitsbezeigung nicht bewenden, sondern band auch am Tage Mariä Himmelfahrt (den 18. August) die Jungfer „mit einem Schreiben, paar Handschuhen und andern Geschenken an.“ Dieß waren die Vorboten eines bald darauf erfolgenden förmlichen

---

*) Er wird als „eine von Natur niederstämmige Person, unterm Gesicht etwas bockengrübig, mit gelbem krausen Haar“ geschildert.

Anfragens, welches der Junker zuerst selbst verrichtete, sodann aber „durch den Pfarrherrn und andere ehrliche Leute" wiederholen ließ. Der Vater erforschte Alter, Abkunft und Mittel; die Tochter hatte, „des Vaters Gutachten folgend, gegen den Freier eine herzliche Liebe gefaßt." Kurz, am 21. October wurde das Verlöbniß, am 27. October aber der Kirchgang und die Copulation feierlichst begangen. Auch ward die junge Frau in kurzer Zeit „schweren Leibes."

Allem Anscheine nach, lebte das neue Ehepaar eine Zeit lang sehr vergnügt und mit einander einig. Nur stellte sich bei dem Manne die schon früher an ihm verspürte Unruhe zuweilen wieder ein. Er erhielt zuweilen Briefe, die er heimlich beantwortete.

Am 18. März 1661 ward ihm abermals ein Briefchen geheimnißvoll übergeben. Er verbarg, so gut als möglich, seine Bestürzung, begab sich aber während der Predigt vor die Stadt auf die Felder, und fand daselbst —

sein ihm anderthalb Jahr früher in Pommern angetrauetes Eheweib!

Diese Frau behauptet in diesem treu nach den Acten gefertigten Auszuge eine zu vorzügliche Stelle, um nicht sogleich einige Augenblicke bei ihr zu verweilen. Sie hieß Barbara Schewin, war die Tochter eines Schäfers, völlig unbescholtenen Rufs *), und, nach mehrern Andeutungen zu urtheilen, von ausgezeichneter Schönheit. Junker Nicol war mit ihr zu Neu-Stettin in Hinterpommern am 14. Julius 1659 „mit gnugsamer Concession seiner Herren Officiere, im Beiseyn mehrerer vornehmen Herren und Freunde," ehelich zusammen gegeben worden, und dieser Ehestand, nach Bärbchens eigner, mehrmaliger Versicherung, „äußerst friedlich und schiedlich" gewesen. Man muß es daher weniger einem Wankelmuthe des Junkers, als vielmehr seinem

*) In dem Trauscheine wird sie: die ehr- und tugendsame Jungfer genannt.

Hange zu immerwährender Veränderung zuschreiben, welche an einem Zöglinge des Lagers wol nicht auffallen kann, daß er, ungefähr drei viertel Jahr nach seiner Verheirathung, unter dem nicht ganz grundlosen Vorgeben, er habe noch einige Foderungen in seiner Heimath in Ordnung zu bringen, und mit dem Versprechen, die Frau bald nachzuholen, eine Reise nach Sachsen antrat.

Bald nach seiner Entfernung wurde die junge Strohwittwe von einer Tochter entbunden, lebte aber, „weil ihr Ehemann über die Zeit ausblieben, in stetem Harme, also, daß auch ihr Kind darüber verstarb.“

Junker Nicol sandte ihr um Michael 1660, mithin kurz vor seiner zweiten Hochzeit, einen Brief, worin er abermals baldige Rückkehr versprach. Weil jedoch wieder eine Zeit nach der andern verstrich, begab sich die arme Verlaßne, ungeachtet der rauhen Witterung, auf den Weg, gelangte bis nach Jüterbogk, und erfuhr dort ihres Ehemannes zweite Ver-

ehlichung. Sie schrieb ihm von Jüterbogk aus, daß er zu ihr kommen, und sich mit ihr vergleichen solle; allein er schickte ihr einen „losen“ Brief, und verwieß ihr darin, „daß es einer ehrlichen Frau nicht wohl anstehe, an die funfzig Meilen alleine über Feld zu reisen, und halte er sie nicht für eine ehrliche Frau, begehre ihrer auch nicht.“

Ob sie nun gleich „nicht Willens gewesen, wenn er die Güte gebraucht, sich zu ihm zu verfügen, sondern bei solchem Zustande sich wiederum in ihre Heimath zu begeben, und diese ihres Mannes Untreu dem lieben Gott zu befehlen;“ so bewegte sie doch dieses Schreiben, „um solcher Bosheit zu steuern und ihre Ehre zu retten,“ vollends nach Schlieben zu reisen, wo sie sich im Gasthof einquartierte, und ihren Ehemann zu sich vor die Stadt „beschied.“

Kaum war er erschienen, als sie ihm die Verletzung seines Gelübds auf das nachdrücklichste vorhielt, jedoch, um ihn nicht unglück-

lich

sich zu machen, zweihundert Thaler verlangte, „mit welchen sie sich von dannen machen und seiner vergessen wolle.“ Allein er wollte hievon nichts hören, erkannte sie augenblicklich mit weinenden Augen für seine wahre Ehefrau, und entschuldigte seinen Leichtsinn mit einer, vom Teufel herrührenden Verblendung. Auf diese Weise kam es für jetzt zu keinem festen Entschlusse.

Am Abende desselben Tages sandte jedoch der Junker, vermuthlich auf Veranlassung seiner Schwiegerältern, zweie von Adel, Moritz Albrechten von Raschkau und Günthern von der Drößell zur Barbara Schewin in den Gasthof, und ließ sie ersuchen, sich wieder nach Jüterbogk zu begeben; „er wolle ihr binnen gewisser Zeit hundert Thaler abtragen.“ Dieser, durch ihr völlig unbekannte Mittelspersonen an sie ergangene, Antrag fand aber bei ihr keinen Eingang, und die Unterhändler wendeten sich nun — vielleicht blos um

auf den Strauch zu schlagen, — an einen freilich sehr unrechten Mann, nämlich an den damaligen Churfürstlichen Schösser zu Schlieben, Conrad Zschoche, der schon Sonnabends einigen Wind von der Sache erhalten, und die Schewin bereits aufs Amt gefodert und examinirt hatte. Von diesem verlangten sie im Namen des Junkers Beistand mit Rath und That, ja sogar Verschaffung eines Capitals, womit des Junkers erste Frau befriedigt werden solle.

Herr Conrad Zschoche, der sich von Anfange dieser Untersuchung an als ein sehr eifriger Verfolger aller Unbill zeigte, späterhin aber — man kann nicht entscheiden, ob auf eignen, oder fremden Antrieb? — gewissen Regungen des Mitleids nicht widerstehen konnte, hielt es für seines Amts, den Junker Nicol in seiner eignen Schlinge zu fangen. Er ließ ihm daher zurückmelden, „es sey das beste Mittel, daß er selbst aufs Amt komme,

den Trauschein mitbringe, und sich mit Barbara Schewin vernehme."

Doch nicht jeder fromme Betrug gelingt. Die Abgesandten antworteten, „der Junker werde wol dem Landfrieden nicht trauen; sie müßten sogar zweifeln, ihn noch anzutreffen."

Der sehr bedenkliche Herr Zschoche gerieth nun in keine kleine Verlegenheit, besonders, weil er den Trauschein der Schewin noch nicht im Original gesehen hatte, und daher noch kein hinlängliches Anzeichen des Verbrechens zweifacher Ehe zu haben vermeynte. Ehe er zu einer Entschließung gelangte, nämlich schon Montags früh, den 19. März, erschien der alte Hanns Christoph von Drandorf, um zu melden, daß Junker Nicol seine erste Frau zu sich genommen, er aber seine Tochter von demselben abgeholt habe; „diese solle nimmermehr wieder an dessen Seite kommen!" — Uebrigens sey der Junker, eingezogener Kundschaft nach, gestern Abends mit einer Büchse von Polzen weggegangen und habe gesagt: „Polzen, Gott

befohlen; dich werde ich nimmermehr wieder sehn!“

Der Schösser wußte hierauf in seiner Seelenangst nichts zu thun, als die Barbara Schewin noch einmal vor sich zu fodern. Diese erschien auch; allein, man findet keine Spur, daß er sie um die Flucht des Junkers befragt habe. Er begnügte sich damit, von ihr das Original ihres Trauscheins zu erlangen; allein — weit gefehlt, hierdurch ins Klare zu kommen, häuften sich nun abermals Zweifel auf Zweifel; denn — in diesem Trauscheine war der Bräutigam nicht Nicol Christoph, sondern nur Nicol, benannt!

Da jedoch Barbara Schewin heilig betheuerte, sie sey wirklich mit diesem Nicol Christoph von Drandorf getraut worden, dieß auch durch richtige Handbriefe von ihm erwieß, und „mit Leib und Leben dafür haften wollte;“ so reifte endlich am Abende dieses Tages bei Conrad Zschochen der feste Entschluß, solchen Junker von Drandorf, „da er männiglich de

fuga suspectus *) sey, mit Steckbriefen zu verfolgen **).

Indessen scheint Bärbchen ihrem Manne mit Wagen und Pferden gefolgt zu seyn. Beide wurden am 21. März 1661 von den Stadtgerichten zu Jüterbogk zu Arrest gebracht, und dieß dem Schösser in Schlieben gemeldet. Weil jedoch „keine verwahrte Custodie beim Amte vorhanden, sondern nur ein schlechtes, hölzernes Landknechtshaus, darin ein Bollwerk von Holz, daraus vor etzlichen Jahren einer, welcher auf den Hals gesessen, sich losgebrochen;" so hielt Herr Zschoche für nöthig, zuförderst ***) an die Regierung zu Dresden

*) der Flucht verdächtig. — In einem andern, in gleicher Absicht erlassenen Schreiben heißt es: „daß man vernommen, der Junker stehe gar auf wanckeltem Fuße, welches er zur Zeit, so viel ihm (dem Schösser) wissend, nicht nöthig habe."

**) Als Beitrag zur Geschichte der Moden jener Zeiten ist zu bemerken, daß Junker Nicol, nach Inhalt des Steckbriefes, ein „Kleid von grauem Zeuge, mit rothem Band behaftet," trug.

***) am 22. März 1661.

Bericht zu erstatten. Er ersuchte zugleich die Stadtgerichte zu Jüterbogk, den Inhaftirten nur einstweilen gut aufzubewahren. Ein Postscript dieses Schreibens lautet also:

„Was des verarrestirten Drandorf sein erstes Weib, Barbara Schewin, anlangt, ist unnöthig, daß die Herrn dieselbe, weil sie an allem unschuldig ist, verwahrlich halten. Denn die gute Frau den Mann zweifelsohne nicht lassen, sondern aus ehelicher Liebe gutwillig nach- und ihre weibliche Gerechtsame an seinem Vermögen suchen wird.“

Die Stadtgerichte zu Jüterbogk fanden es „nicht styli oder bräuchlich, vielweniger in den Rechten gegründet,“ den fremden, auf Ersuchen angehaltenen, Gefangenen bis nach Eingang der Resolution aufbewahren zu sollen, gaben dieß dem Herrn Schösser sehr nachdrücklich zu verstehen, machten ihn auch wegen allen, etwa entstehenden Schimpfs, Schadens und Gefahr feierlichst verantwortlich, und siehe —

Am 26. März erschien, nunmehr ohne die Resolution zu erwarten, Herr Conrad Zschoche mit drei Wagen, auch in Begleitung der Amtslandgerichte und zwölf bewehrter Schliebner Bürger, und übernahm den Gefangenen *), nebst den Pferden, Degen, Pistolen und Sattel. Barbara Schewin folgte unaufgefodert. — Der Zug wurde erst am folgenden Morgen angetreten, und es ereignete sich durchaus nichts Merkwürdiges dabei, außer, daß des Junkers zwei Pferde, „dieweil sie alt und geringe, auch die vorigen Tage fast verhungert gewesen, also, daß sie nicht aus der Stelle gehen wollen und unmöglich fortzubringen gewesen," auf Selbstgutachten des Gefangenen „unterwegs für fünf Thaler an einen Bauer verkauft wurden."

In Schlieben wurde der Junker, „bei

*) Es verdient hiebei erwähnt zu werden, daß der Rath zu Jüterbogk nicht zugab, den Gefangenen in der Stadt zu schließen, welches daher erst vor den Thoren geschah.

Ermangelung eines andern bequemen und verwahrten Logaments," in des Landknechts Wohnung, mit Hand und Fuß an die Wand geschlossen *). Seine treue Barbara erklärte

*) Er sollte erst auf Churfürstlichen Befehl in die Custodie des Raths zu Herzberg, dann aber in einen Thurm daselbst, gebracht werden, wurde auch dahin abgeführt Allein die Custodie war nicht wohl verwahrt; der eine Thurm war wegen abgefaulter Treppe unzugänglich; in dem obern Theil des andern gingen die Seigergewichte und Stränge zu weit herunter, so daß sich auch vor zehn Jahren ein Maleficant mit Hülfe derselben befreiet; dahingegen war das darunter befindliche, zwanzig Ellen tiefe Loch, „wo einer wohl verwahrt und auf einem Knöbel hinuntergelassen werden könne, auch noch vor etlichen Jahren ein Bürger wegen begangener Majestätsverbrechen gesessen habe," wegen üblen Gestanks und Ungeziefers unerträglich. Noch gab es ein sogenanntes Hundeloch daselbst, woran aber auch „mancherlei zu desideriren," und in welchem sonst Wahnsinnige verwahrt wurden, auch einer sich gehenket! — Junker Drandorf wurde daher, „weil er um Gottes und Christi Barmherzigkeit gebeten, und versichert, er werde sonst in Verzweiflung fallen, er wolle sonst alles geduldig leiden" — und weil die Wächter berichtet, daß er öfters ziemlich betrübt und schwermüthig sey, wieder mit nach Schlieben genommen.

aufs neue, in Leben und Tode nicht von ihm zu weichen, und erfüllte dieß aufs getreueste, obschon, wie der Schösser in einem spätern Berichte bezeuget, „kein einziger von Nicols Freunden nach ihm gefragt, weniger einen Trunk Kofent und Bissen Brod ihm reichen lassen, und, da er (der Schösser) ihn nicht auf sein umständiges Bitten von seinem Tische hätte speißen lassen, er und seine erste Frau mit Wasser und Brod hätten vorlieb nehmen müssen.“

Dagegen schien der Junker diese treue Liebe so dankbar zu erwiedern, und die Größe dieser Aufopferung so tief zu empfinden, daß er die ganze folgende Zeit hindurch alles standhaft und gelassen ertrug, und nur dann eine, sogar in Drohungen übergehende Widersetzlichkeit zeigte, wenn man, aus allzugroßer Bedenklichkeit, Bärbchen von ihm trennen wollte.

Die ordentliche Untersuchung *) nahm nun

---

*) Er wurde gleich über Artickel verhört.

ihren Anfang, und Junker Nicol bekannte, mit der, ihn durchgängig charakterisirenden Redlichkeit, außer den schon im Obigen erwähnten Umständen noch dieses:

„er habe das sechste Gebot wol gelernt, aber nicht verstanden, wie zu sehen sey;“ „er habe bei seiner zweiten Verheirathung wohl gewußt, daß seine erste Frau noch lebe;“

endlich:

„es sey wider Gottes und seinen Willen geschehen, daß er die Barbara Schewin verlassen und die Maria Sophia von Drandorf geheirathet. Er habe sein Lebtage nicht ans Freyen hier außen gedacht, auch hier zu Polzen verschworen, die letzte Frau hier zu nehmen; sie müsse ihm etwas beigebracht haben, u. s. w.“

Hierauf *) wurden die Acten an die Juristenfacultät zu Wittenberg verschickt. Frau

*) am 16. April 1661.

Barbara Schewin aber war schon früher nach Dresden gereist, um dem damals regierenden Churfürsten, Johann Georg II., einen Fußfall zu thun. Sie überreichte kurz hinter einander, das einemal am zweiten Osterfeiertage in der Kirche, zwei sehr bewegliche Bittschriften. Beide sind sehr geistlich, vielleicht auch von einem Geistlichen, abgefaßt. Man liest darin unter andern: „Der Churfürst solle sie in ihrer großen Betrübniß wieder erfreuen, wie der Wittwe zu Nain geschehen. Sie habe ihrem Manne alles verziehen, und wolle sich mit ihm aus den Sächsischen Landen fortbegeben. Es hätten ja die große Sünderin Maria Magdalena, das Cananäische Weib, ja der Apostel Petrus selbst, nach seiner gethanen schweren Verleugnung, Gnade und Barmherzigkeit erlanget, u. s. w."

Von Dresden aus schickte sie auch ihrem Manne zwei Briefe, worin sie ihm zuredete, guten Muthes zu seyn, ihn aber auch zugleich anwieß:

„er solle nur sagen, als habe er geglaubt, sie sey mit dem Kinde geblieben, und als habe sie im Gegentheile geglaubt, er sey von den Polen niedergemacht worden;“ ferner: „er solle dem Amtsschösser um einen guten Bericht eine gute Verehrung versprechen, und dem Pfarrer zu Stechau *) schreiben lassen, daß er ja auch das Seinige hiebei thun möge, indem er sonst selbst in große Verlegenheit, ja wohl gar vom Dienste, kommen könne.“

In dem einen dieser Briefe heißt es unter andern:

„Ich lebe zu dem allgewaltigen Gotte der tröstlichen Hoffnung, Er werde diese Sache also zum Besten wenden, daß ich mit guter Verrichtung zu ihm komme. Wenn ich gleich vierzehn Tage allhier

*) Der den Junker mit der Jungfer von Drandorf getraut hatte.

aufwarten soll, will ich es herzlich gerne thun, und in meinem möglichen Fleiß nichts ermangeln lassen. — Sonsten anjetzo ein mehreres nicht, dem zu vielen tausend Malen freundlich gegrüßt" — Der andere aber endigt:

„Ich bin, uns alle Gott befehlend, Sein treues Kind lebenslang,

Barbara Schewin."

Das sodann gesprochene, ingleichen ein zweites, auf Churfürstlichen Befehl *) von derselben Facultät eingeholtes Urtel, brachte die Hinrichtung mit dem Schwerde. Allein, obschon das hierauf erlassene Rescript **), weil „Uns, vermöge tragenden hohen obrigkeitlichen Amtes und Christlichen Gewissens, obliegt, dergleichen hochstrafbare Sünden und schändliche Lasterthaten zu Abwendung göttlichen, hieraus zu besorgenden gerechten Zornes und

---

*) vom 4. Mai 1661.

**) vom 25. Mai 1661.

Strafe, in unserm Churfürstenthumb und Landen mit gebührendem ernsten Einsehen zu begegnen," es bei solchem rechtlichen Ausspruche, „andern zum Exempel und Abscheu," allenthalben bewenden ließ, und mit der Execution zu verfahren anbefohl; so scheint es doch der treuen Barbara gelungen zu seyn, in der Person des damaligen Hofmarschalls, Christian Ernst Kanne *), einen großmüthigen Vorsprecher und edlen Beschützer zu finden. Wenigstens meldete dieser dem Amtsschösser **): „daß er, (Schreiber dieses) was in dieser Sache ferner vorgehen möchte, jedesmal erwärtig bleibe." — Auch zeigen sich von nun an in den Acten gewisse Einwirkungen einer höhern Hand, wohin wahrscheinlich auch gehört, daß Junker Nicol annoch darüber be-

*) Er unterschreibt sich selbst: Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen rc. bestallter Unterhofmarschall, Cammerherr, Obrister Leutenant und Amtshauptmann zu Schweinitz, Schlieben und Seyda.

**) unterm 27. März 1661.

fragt werden mußte, ob er die Ehe mit der Drandorfin auch wirklich vollzogen habe. Er räumte jedoch dieses, nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, unumwunden ein.

Conrad Zschoche machte nun, in Folge des hohen Rescripts, zur Execution Anstalt, und setzte den 7. Junius 1661 als den Freitag vor Pfingsten, dazu an; allein Junker Nicol, dem, wie es scheint, seine Barbara, oder irgend ein rechtserfahrner Freund, den Vorwand zu seiner Rettung durchaus als wahr darstellen mußte, falls er davon Gebrauch machen sollte, protestirte wider die Vollstreckung des Urtels, unter dem Anführen, seine zweite Frau sey, wie er gehört, im sechsten Monate niedergekommen, mithin, da sie sich bei der Verehlichung für eine Jungfrau ausgegeben, die, mit ihr geschlossene Ehe für nichtig, und sein Vergehen nur für einen einfachen Ehebruch anzusehen. Zugleich bat er um Gestattung einer Vertheidigungsschrift, welche ihm auch,

mittelst hohen Rescripts, jedoch auf seine Kosten, zugestanden ward.

Ehe aber des Junkers erwählter Vertheidiger sich hiezu anschickte, kam die zweite Frau des Inquisiten zu ihm persönlich ins Gefängniß, und gab ihm Gelegenheit, sich von der Falschheit der ihm hinterbrachten Nachricht durch den Augenschein zu überzeugen. Kaum war dieß geschehen, als der Junker die ihr gemachte Beschuldigung sogleich sowol mündlich als schriftlich widerrief!

Dem Vertheidiger, Doctor Ch. Fickelscher zu Herzberg, blieb nun kein Vertheidigungsgrund übrig, als das Vorgeben, Junker Nicol sey von der ältern Drandorfin bezaubert und zur Heirath mit ihrer Tochter gezwungen worden. Er bemühte sich, diese Behauptung theils aus der gesunden Vernunft, theils durch vierzehn Defensionalzeugen, zu erweisen *).

Er

*) Die Vertheidigung ging ein am 2. August 1661.

Er führte in dieser Absicht an: Es zeige sich aus Gerichtsacten, daß Inquisit mit seinem nachherigen Schwiegervater, dem alten von Drandorf, einen Proceß und großen Widerwillen gehabt. Niemand verheirathe sich aber von freien Stücken mit der Tochter seines Feindes.

Er führte ferner an: Der Augenschein lehre, daß Inquisitens erste Frau weit schöner sey, als die zweite. Es sey daher nicht glaublich, daß Inquisit seine zweite, die weder Schönheit, noch Reichthum besitze, von freien Stücken geehligt habe.

Von diesen, freilich sehr unzureichenden Vernunftschlüssen, ging er zu Thatsachen über. Diese bestanden darin:

1. Inquisit habe einmal nach Polzen reiten wollen, allein es sey ihm so bange worden, daß er das Pferd gewendet habe und nach Stechau, zu seiner nachherigen zweiten Frau, geritten sey.

2. Inquisit habe weder rasten, noch ruhen

können, und die Stunde verflucht, wo er nach Sachsenland kommen. Diese Angst habe sich aber jederzeit gelegt, wenn die Jungfer und ihre Mutter zu ihm kommen.

3. Inquisit sey einmal sehr unruhig und krank nach Stechau kommen, und habe sich auf die Bank hinter dem Ofen gelegt. Bei dieser Gelegenheit habe die Mutter zur Tochter gesagt: „Sie solle ihn doch das Haupt auf den Schoos legen lassen, daß er sich nicht also das Haupt auf der harten Bank drücke." Die Tochter habe solches gethan, er aber sey anfänglich mit dem Kopfe zurückgekrochen, habe sichs jedoch endlich gefallen lassen und sey besser worden. Die Tochter habe dabei geweint, die Mutter aber am Ofen gestanden und in einem Buche gelesen.

4. Es sey Inquisiten auf der alten Drandorfin Veranlassung Schaaffleisch, schwarz gekocht, zugeschickt, ferner Brod unter die Arme gebracht, ingleichen zu den Füßen des Braut-

betts ein ganzes, vermuthlich durch Zauberey zubereitetes, Brod gelegt worden.

5. Die alte Drandorfin und ihre Tochter hätten gewußt, daß Inquisit eine Liebste in Pommern habe, ihn aber gleichwol auf alle Weise zur Heirath zu bewegen gesucht. —

Von allen diesen Puncten wurden jedoch durch die gebrauchten Zeugen nur folgende einigermaaßen bestätigt, nämlich:

Der ganze dritte; vom vierten der Umstand mit dem ins Hochzeitbette gelegten Brode, welches aber eine abergläubische Ceremonie gewesen und „zur Nahrung" dienen sollen; endlich vom fünften soviel: daß, als einmal an den Junker ein Brief aus Pommern gekommen, dieser einer Zeugin auf Befragen gestanden, er habe sich mit einer Wittwe versprochen. Dieß sey der alten Drandorfin hinterbracht worden, und sie habe gesagt: Es schade nichts, wenn es eine Wittwe gewesen; wäre es aber eine Jungfer gewesen, so müßte man denken, es sey Sünde. Ingleichen: Die

Jungfer hätte dem Inquisiten vorgehalten, er möchte wol eine Liebste haben; er solle sie nicht betrügen; worauf der Junker geantwortet: „Ach, ihr Närrchen, ihr seyd wunderlich; meine Liebste wird mir nicht nachkommen. Es ist meine Mätresse gewesen. Wir haben einander nichts zugesagt, aber doch einander lieb gehabt.“

Man sieht sehr leicht, daß der Beweis der angeblichen Behexung auf sehr schwachen Füßen ruhete. Dessen ungeachtet sah der alte von Drandorf die, seiner Frau und Tochter gemachten, Beschuldigungen nicht mit gleichgültigen Augen an, zumal da ihm auch hinterbracht wurde, Junker Nicol wolle ein Testament errichten und darin, zum Vortheil „der Pommerischen,“ seine zweite Frau nebst der zu erwartenden Leibesfrucht gänzlich übergehen.

Er übergab daher einige sehr heftige, doch in der Lage eines beschimpften Edelmanns und gekränkten Vaters sehr verzeihliche Schriften, verlangte Genugthuung, und suchte zugleich

an, daß man für Versorgung seiner Tochter und ihres Kindes nach Ritterart, ingleichen in Hinsicht des Vermächtnisses und der vielleicht eintretenden Lehnsfolge, gehörige Maaßregeln treffe.

Sodann wurden die Acten an den Schöppenstuhl zu Leipzig versandt, und von diesem die, schon vorher zuerkannte Todesstrafe bestätigt, zugleich aber dem Inquisiten auferlegt, vor der Execution dem ältern Drandorf, ingleichen dessen Weibe und Tochter, „wegen der wider sie ausgelassenen falschen Bezüchtigungen und Injurien,“ vor Gerichte einen Widerruf zu thun. Ein Regierungsrescript vom 20. August 1661 *) befahl, diesem Erkenntnisse nachzugehen.

Der Schösser Zschoche setzte nun aufs neue auf den 30. August die Hinrichtung an, erbat sich dazu vom Rathe zu Torgau den Scharfrichter, Hans Martinen, und requirirte einen

*) Eingegangen am 25. August 1661.

Notar, ingleichen die Stadtgerichte zu Schlieben, auch, „weil sein alter Landknecht nicht fortkönne,“ den Landknecht zu Schleinitz. Schon war die Formel, mit welcher der Scharfrichter nach dem Zetergeschrei hervortreten und um Vergünstigung bitten sollte, zu den Acten gebracht, da — zeigten sich aufs neue die Spuren von Nicols schützendem Engel.

Es sey dahingestellt, ob, wie am 26. August von Torgau zurückgemeldet wurde, der Scharfrichter blos aus Zufall gerade „diese Tage zu Vollstreckung einer scharfen Frage an andere Orte (es ist aber keiner genannt) gereiset, und es ungewiß war, ob er vor Donnerstags wieder nach Torgau gelangen möchte.“ Allein am 27. August, gegen Abend, überbrachte Barbara Schewin selbst dem Schösser eine, auf Sr. Durchl. zu Sachsen Befehl von dem Marschall Kanne ertheilte Anweisung *),

---

*) Datirt zu Pretzsch am 25. Aug. 1661.

„sofern ihm wegen Drandorfs aus der Regierung zu Dresden einiger Executions-Befehl zukommen wäre, oder annoch zukommen möchte, alsobald ungesäumt nach Pretzsch, oder wo Sr. Churf. Durchl. sonst anzutreffen sey, zu berichten, und mit der Execution bis auf fernern Befehl anzustehen."

Zschoche erstattete Bericht. Am 30. August 1661 ging von dem Marschall eine anderweite ähnliche Schrift ein, „ungeachtet des aus der Regierung erhaltenen Executionsbefehls, die Execution nicht ergehen zu lassen, sondern annoch bis auf Sr. Churf. Durchl. ausdrücklichen Befehl damit inne zu halten, inmaaßen der Schösser die endliche Resolution von Leipzig aus, unter Sr. Churf. Durchl. eigenhändiger Subscription, erhalten solle."

Die Aufschrift dieses Schreibens lautet: „Inliegendes Schreiben, woran hoch und viel Sr. Churf. Durchl. zu Sachsen gelegen, soll ohne Versäumniß einiger Minuten von hinnen nacher Schlieben durch Amtspost übersendet,

daselbst dem Amtsschösser Herrn Conrad Zschochen überantwortet und hieran im geringsten nichts versäumt werden. Düben, den 29. August 1661.

Churf. Sächs. Hofmarschallamt."

Indessen beschäftigte sich der Schösser, den Junker Nicol, welcher sich zu dem ihm auferlegten Widerrufe durchaus nicht verstehen wollte, zu dessen Leistung zu bewegen. Allein dieser erklärte sich, ob ihm gleich von Zschochen und den Herren Geistlichen, „daß er sich mit Gott und Menschen, besonders aber mit seinem Weibe und Schwiegerältern, aussöhnen solle," aufs beweglichste vorgestellt wurde: Er sey bereit seiner Missethat halber zu sterben; er wolle seinem Weibe eine christliche Abbitte leisten; den Schwiegerältern aber wolle er zwar von Herzen vergeben, aber keineswegs einen Widerruf leisten." Auf wiederholte, dringende Vorstellungen entschloß er sich jedoch endlich auch hiezu, anfänglich unter der Bedingung, daß ihn seine Schwiegerältern und Frau gegen Er=

erbung seines halben Vermögens ehrlich zur Erde bestatten ließen, zuletzt aber, da der alte Drandorf sich zu dem Begräbnisse nicht verstand und seine Armuth vorschützte, auch ohne jene, ihm sehr am Herzen liegende Bedingung.

Am 31. August ging vom Marschall Kanne eine Art Privatbrief *) ein, zu dessen Mittheilung wir uns in diesem Sittengemälde jener Zeiten für verpflichtet halten:

„Des Herrn Amtschössers unterthänigster Bericht, den von Drandorf betreffend, habe ich Sr. Churf. Durchl. unterthänigst vorgetragen, worauf Sie diese beigefügte gnädigste Resolution **) Ihm ertheilen lassen, wonach Er Sich zu unterthänigster Folge zu achten wissen wird. Nebst diesem wolle der Herr Amtschösser des von Drandorf ersten Frauen Einschlag geben, daß Sie eine unterthänigste Supplication an Unsere gnädigste Churfürstin

*) Datirt Düben den 29. Aug. 1661.

**) Diese scheint zu fehlen, es müßte denn die im Obigen gedachte vom 29. Aug. damit gemeint seyn.

und Frau Ihr auffetzen lassen solle, und selbige zu Torgau übergeben, auch um Intercession bei Deroselben an Unsern gnädigsten Churfürsten und Herrn fleißig und inständig anhalten; wenn sie alsdann solche Intercession erlanget, alsobald, wo Sr. Churf. Durchl. anzutreffen seyn werden, überliefern lassen. Es könnte auch in der Supplication, daß solcher Casus niemals in Unserer gnädigsten Frauen Aemtern sich zugetragen, sondern dieses zum erstenmal vorgegangen sey, angeführet werden. Den offnen Zettel, welchen ich dem Herrn Amtschösser heute aus Wittenberg von der Fähre überschicket, wolle er gänzlich cassiren und nicht zun Acten bringen."

So schien denn für das Schicksal des Junkers von Drandorf immer noch ein Stern der Hofnung zu schimmern; doch leider — schon Tags darauf, den 1. September 1661, kam, mit einem Umschlage, worauf gleichergestalt bei hoher Verantwortlichkeit die möglichste Beschleunigung anbefohlen wurde, die eigen-

händige Signatur des Churfürsten von Leipzig an:

„Der Durchl. Churf. zu Sachsen und Burggraf zu Magdeburg lässet es bei Dero am 20. dieses abgelassenem Befehl zu Vollstreckung der Execution an dem Delinquenten Nicol Christoph von Drandorf bewenden; wegen der Begräbniß aber lassen Sr. Churf. Durchl. geschehen, daß die dazu benöthigten Kosten aus Dero Amtseinkünften gegeben werden, welches dem Schösser zu Schlieben kraft dieses passiren soll. Signatum Pleissenburg, den 31. Augusti Anno 1661.

Johann Georg Churfürst."

Man findet nunmehr blos in den Acten, daß der fünfte September zur Hinrichtung angesetzt worden sey, und Junker Drandorf seiner zweiten Frau und ihren Aeltern im Beiseyn der Stadtgerichte Widerruf geleistet habe. Mündlicher Ueberlieferung zu Folge wurde er, an dem dazu angesetzten Tage, auf dem Markte zu Schlieben, ohnweit der Kirchhofsmauer,

enthauptet, und sein Leichnam an denselben Ort zur Erde bestattet. Zur Erinnerung ward das Grab mit einem runden, ohngefähr zwei Ellen im Durchmesser haltenden Feldsteine bedeckt, welcher noch dermalen zu sehen ist. — Die ganze Untersuchung hat nicht länger, als vom 19. März bis zum 5. September 1661 gedauert. —

Von der treuen Barbara Schewin mangeln alle weitere Nachrichten. Die Hand eines Gefühlvollen hat auf den Umschlag dieser Acten in neuern Zeiten die Verse Ovids geschrieben:

Si quis es, insultes qui casibus improbe nostris,
Meque reum demto fine cruentus agas,
Natus es a scopulis, nutritus lacte ferino,
Et dicam silices pectus habere tuum!

XVIII.

Der große Christoph.

Ave, magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen franxisti crurum!
Sed hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum.

Angeblich auf einer alten Klostermauer zu lesen.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' von Kanaans Geschlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was andre schelten gerad und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sey der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: „Herr Kaiser! wollt Ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich die Lunge laben!"

Der Kaiser sah an die Simsonsgestalt,
Die Hünen-Brust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: „Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden."

Alsbald erwidert der grobe Gesell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lange ich bin unter Euern Hatschiren,
Soll Euch keiner in Ost und West turbiren!"

Drauf zog er mit dem Kaiser durchs ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerus waren nur arme Schächer.

Und der Kaiser auch einen Harfner hätt,
Der sang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiser matt vom Marschiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einst ging die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwank mußte der Spielmann
singen.

Und dieweil der Spielmann des Bösen
gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirn ein Kreuzlein
gemacht;
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
„Ei sagt, was treibt heut' der Herr für Possen!"

Da spricht der Kaiser: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Wüten und Brausen
In diesem verzauberten Wald oft hausen!"

Das bedünket Offero wunderbar;
Spricht zu dem Kaiser trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keulern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Walde uns pürschen!"

Der Kaiser spricht sänftlich: „Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß seyn;
Denn wenn du suchtest für den Wanst 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden."

Da ziehet Offerus ein schiefes Maul,
Und spricht: „Herr Kaiser, die Fische sind faul;
Thut Eure Hoheit vorm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben."

Fodert gelassen drauf seinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht lustig fort und oh'n alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dickſten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf schimmerten bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

Doch läßt Offerus sich drob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen be-
schau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder, und fängt an zu
schnarchen.

Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkts ihm, als ob die Erde erkracht;
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

Der gebeut den andern, fürder zu zieh'n,
Und reut't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden;
Doch Offerus spricht: „Das wird sich
finden!"

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser, als beim Kaiser, gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harnsch zu poliren,
Kann spielen, saufen und bankettiren.

Doch als sie einst auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht't drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und spricht: „Laß uns durch den Holweg schlupfen."

„Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz" —
Spricht Offerus, und nimmt die Armbrust und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: „Welch grobe Sitten?"

„Weißt nicht, der in Armesündergestalt
Ist Maria's Sohn; übt große Gewalt?“ —
„Wenns so ist . . . ich kam zu euch unge-
heißen . . .“
Spricht Offerus . . . „jetzt will ich weiter
reisen!“

Fort eilt er von Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiß auch keiner die Wohnung des Herrn zu
sagen;

Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista einst in der Wüste.

Drauf dieser: „Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!“

Der Prior spricht warnend: „Du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an,
Und schick' dich zu einem guten Werke ...“ —
„Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!“ —

„Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Flut weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!“ —

„Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!“ —
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

Trägt von Stund an von einem zum andern Strand
Getrost, wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: „Ich trage für's ew'ge Leben!"

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Rufts einst bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!"

Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Seinem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

Wadet durchs Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wandrer da,
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich aufs Ohr, und schnarchet wieder.

Und als er kaum entschlafen ist,
Rufts abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Offerus steht zwieer geduldig auf,
Beginnt aufs neue den Wasserlauf;
Doch, so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann noch Maus zu sehen.

Er legt sich wieder, schläft brummend
ein;
Da hört ers zum drittenmale schrein,
Gar klar und bittend: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über.“

Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: „Nun endlich muß ich's
finden,
Mich soll der Donner . . . verzeih mir die
Sünden!“

Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Kraushaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Küglein in seiner Rechten blinken.

Das Knäblein schaut gar sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: „Der Kleine
Könnt' wol spatzieren bei Tagesscheine!“

Doch als er nun kommen in die Flut,
Wird's centnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meynen?

Und immer schwerer ward die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

Als er ihn endlich bracht ans Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen;
Denn dießmal hab' ich Schaden genommen."

Da taufet der holdselige Knabe ihn,
Spricht: „Wisse, dir sind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!"

„Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er sich grünend weisen;
Und du sollst nun Christophorus heißen."

Da faltet Christophorus seine Händ',
Spricht betend: „Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden."

Der Junker verschwand in helles Licht;
Christophorus fiel aufs Angesicht,
Steckt' dann sein Stäblein in die Erde,
Und schaute, ob es grünen werde.

Und sieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blüh'n;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schoos getragen *).

---

*) Nach andern soll dieser Heilige vor der Taufe nicht Offerus, sondern Adocimus geheißen haben, und zuletzt als Märtyrer enthauptet worden seyn.

XIX.

Jung gefreit!

Ferdinand M. hatte von seinen Aeltern einiges Vermögen ererbt, und gehörte daher zu den Begünstigten, die ihre akademischen Jahre ohne bängliche Besorgnisse, ohne Erniedrigung, verleben können. Sein gebildeter Verstand, sein ausgezeichneter Fleiß, erwarb ihm die Achtung seiner Lehrer und Bekannten, so wie sein makelloser, gefälliger Charakter den Zutritt in die Gesellschaften der Vornehmern.

Schon hatte er, ohne jemals von seinen, ziemlich strengen Grundsätzen im mindesten abzuweichen, seine Studien, wie man das zu nennen pflegt, vollendet, und nur seine gefaßte Vorliebe für das akademische Leben, nur der

Wunsch, sich demselben ganz zu widmen, hielten ihn noch zurück; als, ganz wider sein Wissen und Wollen, eine zärtliche Neigung sich seines Herzens bemeisterte.

Er war durch den Consistorialrath H., den er bei zunehmendem Alter in seinen Arbeiten unterstützte, schon vor einigen Jahren in die, demselben verwandte Familie des Kaufmanns L. eingeführt worden, wo man ihm auf das freundschaftlichste entgegenkam. Zu einiger Vergeltung machte er sichs zur Pflicht, die Lectür der schon erwachsenen, sehr reizenden Tochter zu besorgen, und dieß um so mehr, weil der Vater von allem, was nicht zum Waarencours gehörte, wenig Notiz nahm, und die Mutter mit dem Stolze auf ehemalige Schönheit einen hohen Grad von Leichtsinn, eine rastlose Sucht nach rauschenden Vergnügungen verband.

Wenn Amalie — so hieß die Tochter — sich öffentlich zeigte, sah sie sich immer von einem Kreise schmeichelnder Bewunderer umgeben;

geben; doch so wenig ihre mädchenhafte Eitelkeit diesen Triumph verschmähte, so schien sie doch nur Ferdinanden einige Vorrechte einzuräumen.

Er bemerkte diese Auszeichnung anfänglich mit stiller Freude, betrachtete sich gewissermaaßen als Amaliens Lehrer, und war weit entfernt, für sein oder Amaliens Herz hier Gefahr zu ahnen. Erst, als einige seiner ältern Freunde ihn, bald scherzweise, bald ernsthafter, mit seinen öftern Besuchen im L—schen Hause aufzogen, machte er sich eine größere Wachsamkeit zur unerläßlichen Pflicht, ein Entschluß, den er doch nicht durchgängig auszuführen vermochte! Wie sehr er sich auch sträubte, so gab es doch bald ein Buch abzuholen, bald einen neuen Almanach zu überbringen; bald stand Amalie, blühend, wie der daneben stehende Rosenstock, und freundlich nickend am Fenster, bald traf er sie auf einem der beiderseitigen Lieblingsspaziergänge, bald lud man ihn zu einem Geburtstage oder andern Familienfeste

ein; wie war es ihm möglich, die liebenswürdige Freundin kaltsinnig zu vermeiden?

Einst an einem schönen Sommerabende brachte ihm das Stubenmädchen im L—schen Hause ein Billet. Es war nicht von Amalien selbst, sondern von ihrer Mutter, geschrieben; man wünschte auf den morgenden Tag seine Begleitung bei einer Spazierfahrt nach A.

Das Mädchen, sonst ein sehr rasches, quecksilbriges Wesen, sah ihn, während er las, einigemal bedeutend an; dann fuhr sie, wie verstohlen, nach der Schürze, als gäb es ein Thränchen abzutrocknen. Verwundernd fragte er nach der Ursache ihrer Traurigkeit; doch sie wollte nichts verrathen. — „Ach mein armes Mamsellchen" — seufzte sie nur wie vor sich; und kaum hatte er versprochen, sich einzufinden, so war sie auch schon über alle Berge.

„Nehmen Sie unsern innigsten Dank," — bewillkommte ihn des andern Morgens die Mutter — „daß Sie vorzüglich heute uns

nicht verschmähen. Ich hoffe nun gewiß, es wird alles gut!“

„Warum vorzüglich heute? und was soll gut werden?“ — entgegnete er mit Verwundrung.

Madam unterrichtete ihn nun, daß der Sohn eines fremden, Tonnen Goldes reichen Wechslers um Amaliens Hand angehalten habe; daß der Gemahl auf Eingehung dieser Verbindung bestehe; daß aber die Tochter — Gott möge es wissen, aus welchen Gründen? — durchaus nichts hören und lieber sterben, als sich einem Manne aufopfern wolle, den sie nicht liebe. — „Rufen Sie Malchen ab, und reden Sie ihr zu, daß sie vernünftig sey“ — schloß Madam die Erzählung. — „Der Wagen muß gleich da seyn; unfehlbar ist sie längst mit der Toilette fertig.“

Schon einige Augenblicke hatte die Dame geendigt, und Ferdinand stand noch immer, ohne ein Wort zu erwidern, ohne zu gehen. Jetzt erst sprach sein Herz deutlich, was es

ihm so lange verschwiegen hatte, und zum erstenmal strömte sein Blut etwas unruhiger. — „Sie ist Braut?" — fragte er langsam, und sah betroffen auf den Boden.

„So geh'n Sie doch, lieber M." — versetzte die Mutter lächelnd — „hätte ich doch nimmermehr Ihre Freundschaft für so warm, ihre Theilnahme für so innig gehalten!"

Jetzt erst besann sich Ferdinand, und ging tiefsinnig auf Amaliens Zimmer. Er klopfte; keine Antwort. Er öfnete leise die Thüre; die reitzende Freundin war noch nicht fertig, wie die Mutter geglaubt hatte. In der Fülle ihrer noch nicht völlig verschleierten Reitze stand sie vor einem Putzspiegel, und trocknete sich mit einem Tuche die Augen.

Ferdinand, von ihrem Anblick bezaubert, blieb schweigend in weiter Entfernung stehen, ohne bemerkt zu werden. — „Ach wie meine Augen feuern!" — sagte Amalie im unschuldigsten Tone vor sich — „Wie entsetzlich werde ich aussehen!" — Erst als sie das reiche, schön

geflochtene Haar mit dem goldnen Dianenpfeile durchstochen, und das verhüllende Tuch um sich geschlagen hatte, wagte es Ferdinand, ihr, wie erst eintretend, guten Morgen zu sagen, und sie — breitete überrascht, erschreckend, beide Arme gegen ihn aus, die doch alsbald wieder herabsanken.

Er entlockte ihr nun nach und nach durch sanfte Besorgniß das ihm schon von der Mutter anvertraute Geheimniß; seine Tröstungen wurden immer inniger, immer zärtlicher, und schon schwebte auf seinen und Amaliens Lippen ein süßes Geständniß, als der Wagen rasselnd anfuhr, und die erröthende Geliebte unter den schmelzendsten Blicken ihn erinnerte, es sey hohe Zeit, die Mutter nicht länger ohne Gesellschaft zu lassen.

Ziemlich verstimmt stieg der Vater, liebreich die beiden jungen Leute betrachtend, die Mutter, zwischen Lächeln und Weinen getheilt, Amalie, mit klopfendem Herzen Ferdinand in den Wa-

gen; aber, troß des paradiesischen Morgens, troß der arkadischen Gegenden, worauf die Mutter mehrmals aufmerksam machte, wollte keine heitere fortdauernde Unterhaltung gelingen. Und kaum war man ausgestiegen, als der Alte Ferdinanden auf die Seite nahm, und ihn, unter Beziehung auf das, was er vermuthlich schon von der Mutter gehört haben werde, ersuchte, Amalien sachdienliche Vorstellungen zu machen, indem man wol wisse, wie viel sie auf sein Urtheil gebe. Achselzuckend, stockend, verlegen, konnte dennoch Ferdinand diesen Dienst des geachteten Hausfreunds unmöglich verweigern, und ehe er sichs versah, waren die Aeltern weit zurückgeblieben, und er mit Amalien wieder allein.

Beiden Theilen schien das vor kurzem abgebrochene Zweigespräch gleich anziehend gewesen zu seyn, und es war daher auch in kurzem wieder angeknüpft. Zärtliche Blicke, zärtliche Händedrücke, wurden aufs neue gewechselt; die schlanken Italiänischen Pappeln rausch-

ten, der Sonnenschein buhlte mit den Blumen, die Nachtigallen schlugen, und — ohnweit eines sanftplätschernden, mit dem Namen Laura's bezeichneten Quells, gestand man sich die lang verschwiegene, gegenseitige Neigung.

Amalie erklärte, von süßer Begeisterung ergriffen, den heroischen Entschluß, jeder, dieser Liebe drohenden Gefahr, ja selbst dem Tode standhaft zu trotzen: Ferdinand, dessen ruhigere Phantasie ihm eine weniger schreckbare Zukunft zeigte, hielt es für rathsam, vor allen Dingen die Mutter mit in das Bündniß zu ziehen, welche dann wol mit der Zeit auch des Vaters Einwilligung zu bewirken vermögen werde.

Herr L. hatte indessen mit dem Gärtner, der ihm zuweilen Sämereien abkaufte, ein weitläuftiges Gespräch angesponnen, und die Mutter suchte, um der langen Weile zu entfliehen, die Liebenden wieder auf. Man fand sie so heiter, so gütig gestimmt, daß man ihr sogleich das Geschehene anvertraute. Durch Vorstellungen und Bitten, durch Schmeiche-

leien und Amaliens Thränen überwältigt, gab sie mit mütterlicher Rührung ihre Einwilligung, und versprach sogar freiwillig die thätigste Verwendung bei dem Gemahl. Auch gestattete ihre Lebhaftigkeit keinen Verzug. Sie suchte den verlassenen Gatten wieder auf, und — was gelingt nicht einem verständigen Weibe? — troß des gefürchteten hartnäckigen Widerspruchs, ward der alte Herr so bald zur Vernunft gebracht, daß er nicht nur die Mahlzeit mit der Gesundheit der Liebenden ganz unvermuthet beschloß, sondern auch seiner Tochter beim Zurückfahren, mit der jovialsten Laune und einer, ihm nicht sehr geläufigen Galanterie, den, vorher in eigner Person eingenommenen Ehrenplatz im Grunde des Wagens überließ.

Berauscht von dem Abschiedskusse, lieblich umschwärmt von Gefühlen, die auch das Herz eines jungen Mannes von Grundsätzen, gleich spottenden Amoretten, umgaukeln, wenn er sich zum erstenmahle geliebt weiß, kehrte

Ferdinand erst spät nach Hause, und seine Träume waren nur Fortsetzungen der angenehmen Begebenheiten des verflossenen Tages. Doch als er zur gewohnten Stunde erwachte und am geöfneten Fenster die kühle Morgenluft einathmete, da schien auch die ihm sonst gewöhnliche, kühlere Uebersicht der Dinge bei ihm wieder einzukehren, und, so sehr das Herz sich entschuldigte, so behielt doch am Ende der Verstand völlig die Oberhand. Jetzt erst fiel es ihm bei, daß er sich vor allen Dingen um ein Amt bewerben müsse; jetzt erst wunderte er sich über die Nachgiebigkeit der Aeltern in seine und Amaliens, doch ein wenig unbedachtsame, Wünsche; jetzt schien es ihm ausgemacht, daß er seinen Geist noch in mancherlei Hinsicht anbauen und bereichern müsse, und bald war es ihm klar, daß unter einigen Jahren an eine Heirath schwerlich zu denken sey. Seine Unruhe wuchs, da er auf einer Seite an Amaliens schon mannbares Alter, auf der andern an die Unmöglichkeit dachte, von ihren

Aeltern, auch wenn sie dazu bereit wären, für sich selbst eine Unterstützung anzunehmen, und er hätte wol noch lange sich mit Zweifeln und Entwürfen gepeinigt, wäre nicht in diesem Augenblick, ganz wider Gewohnheit, der Consistorialrath selbst eingetreten, der ihm, mit einem Glückwunsche zu Erlangung der jüngst erledigten Professur, einen Brief des Ministers G. überbrachte. Etwas näheres über die Sache wußte der Consistorialrath nicht anzugeben; doch schmeichelte er sich mit dem Glauben, daß blos sein eignes Ansehen bei seinem alten Gönner und seine Empfehlung die unerwartete Beförderung Ferdinands bewirkt habe.

Die Ehre dieses Antrags erhob Ferdinands Seele, und der Augenblick, in welchem er eintraf, verdoppelte seine Freude. Er überschüttete den Ueberbringer mit Versicherungen seiner Dankbarkeit, und faßte augenblicklich den Entschluß, den Brief des Ministers bei Amalien zu erbrechen, um auch die Geliebte

eben so angenehm zu überraschen, wie er selbst überrascht worden war.

Kaum hatte der Consistorialrath sich wieder entfernt, als Ferdinand zu Amalien flog. Der Eingang des Schreibens: „der Minister habe Ferdinanden durch einige seiner anonymisch herausgegebenen Abhandlungen philologischen und pädagogischen Inhalts, so wie durch die Zeugnisse mehrerer akademischer Lehrer, auf das vortheilhafteste kennen lernen, und finde sich daher, als Curator der Universität, bewogen, ihm die erledigte Professur zu übertragen" — versetzte zwar Mutter und Tochter in das froheste Erstaunen, doch kam es Ferdinanden vor, als habe der Consistorialrath schon geplaudert. Man las weiter — „diese Stelle, nebst dem damit verknüpften Gehalt, werde daher Ferdinanden hiermit sofort conferirt; doch hege der Minister zugleich das Vertrauen, er werde sich dagegen entschließen, seinen Neffen auf einer Reise durch England, Frankreich und Italien zu begleiten" — und

die Gesichter der Zuhörerinnen schienen sich ein wenig zu verlängern. Doch bald war man wieder gefaßt. Die Mutter hielt die Trennung der Liebenden freilich für hart, doch, bewandten Umständen nach, für unvermeidlich; Amalie weinte an Ferdinands Brust Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich; der Vater, den man endlich auch herzugerufen hatte, fand wenigstens das gut, daß die Stelle, und vorzüglich die Besoldung, sofort conferirt worden sey.

So waren denn vor der Hand alle Theile zufrieden! Ferdinand nahm, zumal da ihm der Neffe des Ministers als ein sehr gesitteter Jüngling bekannt war, beide Anträge dankbar an. Man hielt für gerathen, die Verlobung bis zur Rückkehr geheim zu halten. Die Liebenden schenkten sich Ringe, Haarlocken, Gemälde, und von Amaliens Klagen, von der Mutter schönen Redensarten, von des Vaters Lehren über das Verhältniß der Münze gegen

Papiergeld u. s. w. begleitet, stieg Ferdinand mit dem jungen Grafen G. in den Wagen.

Die Reise ging zuerst nach Italien. Als die Reisenden zu Venedig in einem der ersten Hotels abgestiegen waren, verwunderten sie sich nicht wenig, in dem Nebenzimmer deutsch, und sogar den Dialekt ihrer Provinz, zu vernehmen. Die im Auslande weit größere Anhänglichkeit an Landsleute, selbst die Neugier, vermochte sie, ihren Nachbarn einen Besuch zu machen. Sie erkannten in ihnen den Sohn eines reichen Banquiers aus der Residenz, und einen alten erfahrnen Handlungsdiener, der jenem zum Mentor diente. Der Reiseplan, der diesen beiden vorgeschrieben war, stimmte fast ganz mit dem ihrigen überein.

Der junge Fritz Heimfeld, ein blühender, lebensfroher Jüngling, war nur um einige Jahre älter, als der Graf, und man konnte ihn nicht sehen, ohne ihn wegen seiner Gutherzigkeit, wegen seines offnen Betragens,

wegen seiner nie versiegenden Heiterkeit, für den angenehmsten Gesellschafter zu halten. Der Commis, der diese Reise schon ehedem einmal gemacht hatte, verbarg unter einem trocknen Aeußern, Erfahrung, vielseitige Menschenkenntniß und praktische Lebensklugheit, so daß bei ihm selbst Ferdinand manches zu lernen fand. Man kam bald überein, so lange es Zeit und Umstände erlaubten, die Reise zusammen zu machen, und war bald so an einander gewöhnt, daß man, um sich nicht trennen zu dürfen, auch über Zeit und Umstände zuweilen hinweg sah.

Während man auf diese Weise Italien und Frankreich durchstrich, erhielt Ferdinand zuweilen von Amalien Briefe, voll Versicherungen der treuesten, sehnsuchtsvollsten Liebe, die in ihm nur um deswillen einige Unruhe erweckten, weil sie gar zu leidenschaftlich und fast ein wenig romanhaft klangen. Doch Liebe ist immer zu entschuldigen bereit, besonders getrennte Liebe! Ferdinand versuchte daher, um

nicht kälter zu scheinen, auch seine Zärtlichkeit in schönklingenden Phrasen auszudrücken, woraus denn freilich manchmal — eine Predigt in Jamben entstand! Dessen ungeachtet, fühlte der gute Mann weit wärmer und inniger, als er, aus einem sonderbaren männlichen Stolze, der Geliebten, ja sich selbst eingestehen mochte, und seine Besorgniß war daher sehr groß, als er, nach der Ankunft in England, zwar andere Briefe, aber keinen mehr von Amalien, empfing.

Seine hierdurch entstehende Unruhe, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande, theilte sich jetzt, am Ziele einer fast dreijährigen Reise, nach und nach auch seinen Gefährten mit. Man verkürzte den Aufenthalt in England um einige Wochen, und bestieg mit inniger Freude ein nach den vaterländischen Küsten absegelndes Schiff.

Schon längst hatte der schlaue Heimfeld Ferdinanden eine gewisse Herzensbeklemmung abmerken wollen, und ihn zuweilen, wenn sie

dem Rebensaft der Fremde gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließen, freundlich damit geneckt. Jetzt, an einem frischen Morgen, da Ferdinand auf dem Verdeck trübsinnig auf die Wellen hinabschaute, die ihn zu seiner Amalie tragen sollten, trat der junge Versucher mit verstellter Theilnahme zu ihm und sprach: „Ich fühle ihren Kummer, mein Freund; ich theile ihre Sehnsucht. Darum vertrauen Sie sich mir; ich verstehe Sie — denn auch ich liebte — aber ach! unglücklich!"

„Sie?" — erwiederte Ferdinand lächelnd — „Wie alt sind Sie denn?"

„Drei und zwanzig anjetzt, doch, so wie Sie mich hier sehen, schon einmal in meinem sechzehnten bis über die Hutschnur verliebt."

„Ihr Roman muß interessant seyn!"

„Wenigstens belehrend! Ich war einen ganzen Monat lang fest entschlossen, meine ganze Lebenszeit im strengsten Cölibat zuzubringen."

„Darf man fragen, wer die Grausame war?"

„Hören

„Hören Sie die Leiden des jungen Heimfelds! — Ich war erst sechzehn Sommer alt, unschuldig und nichts weiter; da reiste ich mit meinem Herrn Papa auf die Messe. In der Woche gabs natürlich stets zu arbeiten; dafür schmaußten wir aber auch Sonntags weidlich, und ich versäumte niemals den großen Ball, wozu ich von einer bekannten Familie regelmäßig eingeladen wurde. Ich sah mich anfänglich fast blind an den vielen hübschen, aufs anlockendste herausgeputzten Kinderchen, bis ich endlich die Eine, Einzige, bald auch Vielgeliebte, erblickte. Fast mir an Jahren gleich, gewachsen, wie eine Nymphe, an Anmuth und Holdseligkeit Cytheren wenigstens gleich, Summa Summarum, wie sich von selbst versteht, ein leibhafter Engel, schwebte sie an der Hand eines Herrn in Uniform zephyrleicht bei mir vorüber; ihr feuriger Blick traf von ohngefähr mich Armen; ich war außer mir, doch — als ich mich erholt hatte, keck genug, sie um einen Tanz zu bitten. Die Göttin war

Bayerische
Staatsbibliothek
München

viel zu artig, es auszuschlagen. Ich Seliger walzte mit ihr. Die Erde schwankte unter meinen Füßen; ihr Busen klopfte an dem meinigen, ihr Nelkenathem streifte an meine Wange — kurz und gut, mein Herz, mein Herz war fort!"

„Und wie ging es weiter?" — fragte Ferdinand ein wenig neugierig.

„Kurz von der Sache, ich war sterblich verliebt — mithin auch stumpf und dumpf für alle Geschäfte! Selbst meinem Vater konnte das nicht entgehen. Am Montag Morgen überraschte er mich, als ich, statt Ziffern, Figuren zu Englischen Tänzen mahlte; des Mittags hatte ich gerechnet: zweimal eins ist eins; des Nachmittags hatte ich zwei falsche Louisdor für gut angenommen. — „Es ist nicht richtig mit dir" — sagte Papa kopfschüttelnd am Abend, und ich mußte beichten. Gern hätte mein Vater etwas väterlichen Ernst spüren lassen, hätte er nur nicht über mich lachen müssen! — „Je nun" — sagte er endlich

schmunzelnd — denn Sie müssen wissen, man hielt damals den Vater des Mädchens noch für sehr solid — „wir wollen überlegen! Die einzige Tochter — der Vater Kaufmann — ein gutes, recht gutes Haus — ich werde mich erkundigen! Jetzt freilich ist an Ernst nicht zu denken — doch, wie bald vergehen drei, vier Jährchen! Anpochen lassen könnte man immer vorläufig; denn die reichen, und dabei hübschen Mädchen gehen reißend ab!"

„Mein Papa ist nicht gewohnt, ein Negoz lange aufzuschieben. Die eingezogenen Nachrichten lauteten gut; er ließ — anpochen, durch einen Sensal, der als solider Unterhändler bekannt war; ich schwamm auf Rosenwolken der Hoffnung! Doch, o Jammer! o Entsetzen! o Höllenschmerz! das Anpochen war dießmal umsonst und Demoiselle bereits die Braut eines Barons, vermuthlich des Herrn in der rothen Uniform!"

„Darf man nicht fragen?" — unterbrach

ihn Ferdinand, und rutschte ungeduldig auf der Schiffbank hin und her.

„Hören Sie das Ende!" — versetzte Heimfeld. — „Sie können leicht denken, daß ich mich anfänglich dem eiskalten, kohlschwarzen Tode mit Haut und Haar ergeben wollte, und treulich erfüllte ich ein Gelübd, wenigstens in vier Wochen kein Billard zu spielen. Nach und nach aber goß die Zeit lindernden Balsam in mein verwundetes Herz. Ich fluchte einige Monate, so oft ich einen Officier sah; dann machte ich eine Reise nach Böhmen, und da ich zurückkam, war die Sache vergessen!"

„Ich gratulire Ihnen" —

„Was ich herzlich annehme" — schloß Heimfeld — „denn noch vor Jahresfrist erhielten wir sicher Aviso, daß es mit dem Vater der weiland Geliebten wanke, daß die Frau Mutter in gar keinem vortheilhaften Rufe stehe, daß der Herr Baron auf Reisen gegangen, und mein Schätzchen nachher mit einem verarmten Kammer-, sodann wieder mit einem

Kraut-Junker, Braut geheißen habe. Zuletzt, kurz vor meiner Abreise — denken Sie sich selbst unser Erstaunen! — ließ ihr Herr Vater nun bei uns eine freundliche Anfrage präsentiren, die wir aber, wie sich versteht, mit Protest zurückschickten!"

„Sie reisten einen Monat früher, als wir, ab?" — fragte Ferdinand in Gedanken.

„Einen Monat, allerdings!"

„Nun ich gratulire nochmals!" — versetzte Ferdinand abbrechend — „Sehen Sie einmal! ist das dort nur eine Wolke, oder wär es wirklich schon Land?"

So sehr sich auch Ferdinand bemühte, einen ihn beunruhigenden Verdacht gänzlich zu verbannen, so sehr er es sich aus einander setzte, es könne ja unmöglich also seyn; so blieb doch von diesem Gespräch ein Stachel in seinem Herzen zurück. Einige Nebenumstände trafen doch wirklich recht sonderbar zu; im L—schen Hause hatte man ihn doch in der That ein

wenig übereilt, und — wenn auch Amalie krank war, warum schrieb nicht wenigstens ihr Vater, ihre Mutter?

Noch bänglicher ward ihm ums Herz, als er in Hamburg auf eingezogene Erkundigung erfuhr, daß Herr L. vor einiger Zeit insolvent verstorben sey, und der, blos in sein Innres verschlossene Kummer machte ihm sogar die Trennung von seinen Reisegesellschaftern und von seinem Zöglinge weniger fühlbar. Mit immer steigender Ungeduld sah er die Thurmspitzen des heimathlichen Musensitzes aus den Gebüschen hervorragen; kaum ausgestiegen, eilte er in das L—sche Haus, und fand es von Fremden bewohnt! Seine nähern Bekannten bedauerten ihn, wegen Verlusts eines bei L. stehen gehabten Capitals; er erfuhr, daß die Mutter in ein entferntes Städtchen zu einer Verwandtin gezogen, Amalie aber, kurz vor Ausbruch des Bankerots, mit einem Holländischen Hauptmann auf und davon gegangen sey. —

Kaum vermochte er bei Hinterbringung dieser Nachricht seine Fassung zu behalten. Er hatte Amalien für ein gutes Mädchen gehalten; er hatte sie redlich geliebt. Daher war auch sein Schmerz tief und innig, und nur angestrengte Beschäftigung, noch mehr aber, eine nähere Kenntniß von Dingen, wovon er vorher, theils weil man seine Verbindung nicht kannte, theils weil man ihn für einen Hausfreund und mit diesen Umständen längst für bekannt hielt, nichts erfahren hatte, gaben ihm nach und nach seine vorige Ruhe wieder.

Amalie war allerdings die eitle, gefallsüchtige Thörin gewesen, welche ihm Heimfeld, ohne von seiner Bekanntschaft mit ihr zu wissen, geschildert hatte. Ihre Mütter hatte ihr frühzeitig in den Kopf gesetzt, daß sie, bei ihren Reitzen und glänzenden Vermögensumständen, wenigstens auf die Hand eines regierenden Grafen des, damals noch heil. Römischen Reichs Anspruch zu machen habe. Man bot in dieser Absicht alles nur Mögliche auf,

begnügte sich jedoch mit einem Reichsfreiherrn, weil er zugleich Gardeofficier war. Dieser sowol, als seine Nachfolger, benutzten die Thorheit der Mutter und die Koketterie der Tochter blos zu Erreichung ihrer Wünsche, ohne je an Erfüllung der, ihnen gewissermaaßen abgedrungenen Versprechungen zu denken. Schon fing man an, über L'—s Vermögensumstände zweifelhaft zu werden; schon war ein Fähndrich, der Amalien bei einer Schlittenfahrt ewige Liebe geschworen hatte, gleichergestalt treulos worden, als man sich auf Heimfelds ehemaligen Antrag besann, und davon, wo möglich, noch Vortheil zu ziehen versuchte. Die recht schön vergoldete abschlägliche Antwort brachte sowol Mutter, als Tochter, fast zur Verzweiflung, und man warf nun die Angel nach Ferdinanden aus, dessen Vermögen man als ziemlich ansehnlich kannte, und von dessen bevorstehender Anstellung man eben durch den Consistorialrath einen Wink erhalten hatte. Man suchte sich seiner, so bald nur möglich,

zu versichern, und obschon die dreijährige Reise nicht in dem Plane lag, so söhnte man sich doch bald damit aus, theils, weil vorauszusehen stand, daß Ferdinand seine Besoldung durch L. werde erheben lassen, theils auch, weil man gar nicht abgeneigt war, die flüchtige Jugend noch bestmöglichst zu genießen. Amalie versagte sich, versteht sich, mit gehöriger Vorsicht, nach Ferdinands Abreise kein rauschendes Vergnügen, und ihr Ruf war schon längst gänzlich gesunken, als dieser, durch den Glauben an ihre Tugend noch sehr glücklich, durch die heiligsten schriftlichen Versicherungen von ihrer Treue noch fest überzeugt war. Der ausgebrochene schimpfliche Bankerott vollendete das tragische Lustspiel; Amalie warf sich mit Freuden einem Spieler in die Arme, der sie in die große Welt einzuführen versprach.

Ferdinand, sehr zufrieden, blos mit Verlust eines Capitals von einem unglücklichen Ehebündnisse, von Schande und Kummer befreit wor-

den zu seyn, warf sich nun, um das falsche weibliche Geschlecht zu vergessen, mit dem größten Eifer auf sein Studiren. Doch glückte es ihm weit besser, seinen Namen in kurzem rühmlich bekannt zu machen, als die Neigung für das Schönste auf Erden gänzlich zu unterdrücken.

Er lernte nach einigen Jahren ein sittsames, reizendes und wohlhabendes Mädchen kennen, der er, und die ihm, von Herzen gewogen ward. Ohne Zweifel hätten die Aeltern nichts einzuwenden gehabt; doch Ferdinand setzte sich vor, nicht eher um ihre Hand anzuhalten, bis seine neueste Abhandlung — über die Gynecäen der Perser und Meder — vollendet seyn würde. Dieß verzögerte sich von Monat zu Monat. Endlich ward die Abhandlung fertig, ja sogar von einer Akademie gekrönt! Jetzt dachte Ferdinand ernstlich an einen noch lieblichern Lohn, und erfuhr mit großem Erstaunen, daß die Auserkohrne, ge-

rade in dieser Woche, ihren glücklichen Gatten mit dem ersten Söhnlein erfreut habe!

Drei Jahre später führte ihn der Zufall mit einer noch sehr hübschen Dreißigerin zusammen, die von jedermann für sehr brav, für sehr klug, für sehr haushälterisch, gehalten ward. Er selbst glaubte, mit ihr gewiß glücklich zu werden, und war fest entschlossen, sie morgenden Tags um das Jawort zu bitten, als sie bei einer Gevatterschaft, wozu auch er eingeladen ward, nach seiner Meinung etwas zu frei gekleidet erschien. Dieß lief seinem System schnurstracks entgegen; er gab augenblicklich jeden Gedanken an sie auf.

Abermals nach drei Jahren ließ ihm eine reiche, noch sehr liebenswürdige Wittwe ihre Hand antragen. Alle seine Freunde riethen ihm zu; er selbst sah diese Verbindung für eben so ehrenvoll, als vortheilhaft, an, hatte sich auch schon gegen den vermittelnden Freund ziemlich bestimmt erklärt, als er mit ihr und einigen Fremden das Attelier eines berühmten

Künstlers besuchte. Die muntre Wittwe verweilte hier vor einem Apollo einen Augenblick länger, als Ferdinand für zulässig hielt, und — er schrieb ein zweites, Alles widerrufendes Billet!

Jetzt trat eine gänzliche Windstille ein, während welcher sich Ferdinand von der Welt, wie die Welt von ihm, völlig zurückzog. Eine alte Haushälterin, die zucht-, ehr- und tugendbelobte Jungfer Sara Krümelin, besorgte seine Wirthschaft. Sein immerwährender Umgang waren Pergamentbände; sein Vergnügen nach der Mahlzeit eine Kanarienhecke, die er, um doch auch was lebendiges um sich zu haben, zwischen seinen Fenstern angelegt hatte; seine Kurzweil des Abends ein schnurrender zyprischer Kater, der Günstling der Ausgeberin.

Schon seit langer Zeit hatte der junge Graf G. und Heimfeld, die beide längst verheirathet waren, Ferdinanden zu sich eingela-

den; schon oftmals hatte er einen Besuch versprochen, ohne vor mannigfaltiger Arbeit dazu kommen zu können. Endlich, an einem schönen Herbsttage, da er eben den letzten Bogen eines, mit unglaublicher Mühsamkeit vollendeten Werks in die Buchdruckerei geschickt hatte, fühlte er mehr als je das Bedürfniß, seine Freude über die gelungene Arbeit jemanden mitzutheilen. Aber ach! Sara Krümelin, von Zahnschmerzen übel geplagt, wandelte mit verbundenem Gesicht, wie eine Scheuche, im Hause herum; das schönste Hähnchen der Hecke hatte leider! den Pipps, und selbst Peter war übler Laune, und krellte den Streichelnden ins Gesicht.

Jetzt fühlte er auf einmal, daß es nicht länger so auszuhalten sey, und beschloß augenblicklich, dem dumpfen Kerker der Studierstube auf einige Zeit zu entfliehen. Noch in derselben Stunde bestellte er einen Wagen nach der Residenz, und, obschon am andern Morgen das Einpacken und das Reisen überhaupt ihm

ziemlich unbequem dünkte, so schämte er sich doch vor sich selbst, und setzte sich mürrisch ein. Sein lustiger, bald blasender, bald pfeifender, Postillion, die reine Luft, das buntgemischte Laub, der helle Himmel, kurz Alles, was ihn umgab, schien ihn zur Freude zu ermuntern. Seine Brust erweiterte sich allmählich, und je weiter er kam, desto leichter, desto fröhlicher schlug sein Herz, desto empfänglicher und geselliger ward seine Stimmung. Als nun vollends der silberne Fluß, und, von ihm umarmt, die grünenden Rebenhügel sich vor seinen Augen ausbreiteten, da schien selbst der Wagen ihm eine Art von Gefängniß. Er ließ den Schwager auf der Poststraße langsam hinfahren, und schlenderte träumend durch die, wie mit Guirlanden geschmückten Weinbergsgassen.

Noch war er kaum ein Viertelstündchen gewandelt, als ein froher, lieblicher Gesang seine Schritte hemmte. Sein Herz war jetzt der Freude, dem Mitgefühl, der Sehnsucht

geöfnet; die Stimme war eine weibliche. Er stäubte hastig seinen Reisehut, seine Stiefeln ab, zog die von der Jungfer Krümelin gefältelten Manchetten behutsam hervor, und faßte den Muth, die Sängerin aufzusuchen.

Die Thür des Weinbergs stand glücklicherweise offen; er war erst einige Stufen gestiegen, als ein naseweises Spitzchen ihn bellend bewillkommte, und dann eilfertig zurücksprang, als wollt' es den Fremdling anmelden. Er ging weiter, und immer freundlicher, immer einladender, immer idyllenartiger schienen ihm alle Umgebungen. Auf einem umzäumten großen Rasenflecke stand ein alter, hoher Birnbaum mit goldner Frucht und weit herabhängenden Zweigen. Darunter lagen drei muntere, von Gesundheit strotzende Kinder, zwischen drei bis acht Jahren, und balgten sich mit einem ehrwürdigen, fast über seine Natur gutmüthigen Ziegenbocke. Dieser lehnte sich jetzt mit instinctmäßiger List rücklings aufsteigend an den Baumstamm, und schüttelte, mit

gewaltig wackelndem Barte, an den Aesten, bis eine Birne herabfiel. Die Kinder fingen sie auf, und der Bock kam stutzend herzu, um sein bescheidnes Theil von der Beute zu empfangen.

Ferdinand wußte nicht, wie ihm geschah. Er mußte lachen, und doch traten ihm Thränen in die Augen. Jetzt ließ das bellende Hündchen sich aufs neue hören, und zog Ferdinands Augen auf eine Bank, wo er ein aufgeschlagenes Buch und ein Strohhütchen gewahrte. Eben hatte der Wind das Band davon losgespielt, und wehte es ihm durch das hohe Gras, wie eine Zauberschlange entgegen. Er bückte sich, es zu haschen, und erblickte, sich aufrichtend, die muthmaaßliche Besitzerin! Sein Herz, sein Athem, schien einen Augenblick zu pausiren; er glaubte noch nie ein freundlicheres Gesichtchen, ein niedlicheres Geschöpfchen, gesehen zu haben. Dieß schwarz gelockte Tituskö pfchen, diese blühenden Wangen, diese den Kuß entgegenschwellenden Lippen,

diese feurigen, schelmischen, und doch so schmachtenden Augen, dieser fast üppige, und doch so harmonische Wuchs, bildeten ein so reizendes Ganzes, daß Ferdinand, der sonst so besonnene Ferdinand, glühend roth ward, und, sehr verlegen, ein ziemlich altfränkisches Compliment stotterte.

Das freundliche Wesen wußte ihn mit unbeschreiblichem Wohlwollen sehr bald auf den rechten Weg zu bringen; ein gleichgültiges, und doch für Ferdinanden sehr anziehendes, Gespräch war in kurzem angeknüpft; eine Einladung, wenigstens einige Trauben hier zu genießen, um das Recht künftiger vorüberziehender Wanderer nicht verjähren zu lassen, folgte. Schon eilte die gastfreundliche Grazie nach einigen nahestehenden Stöcken, um eine verschiedenfarbige Auswahl schöner Trauben abzuschneiden; schon fühlte sich Ferdinands Brust so gestärkt, so wohlthätig beklommen, und schon wollte der Gedanke, daß diese seine Reise und die Veranlassung dazu, das Zahn-

weh der Haushälterin, der Pipps des Canarienvogels, das Krellen der Katze, daß sein Einfall, zu gehen, benebst der offenstehenden Weinbergsthür, kein Spiel des blinden Zufalls seyn möge, sich bei ihm festsetzen, als die nette Winzerin dem zu laut werdenden ältesten Knaben zurief: „He, Ferdinand, sag' doch dem Vater, er solle herabkommen!"

Ferdinands Träumerei war augenblicklich unterbrochen; es ward ihm zu Muthe, als hätte ihm jemand kaltes Wasser ins Gesicht gesprengt, und kaum folgten die Sprachwerkzeuge seinem Willen, als die junge Dame das in ein Fruchtkörbchen verwandelte Strickkörbchen ihm tändelnd vorhielt.

„Ferdinand heißt der Kleine?" — fragte er, um doch etwas zu sagen.

„Ja wohl, Ferdinand! Der Name ist hübsch — meynen Sie nicht? — und von einem Freunde meines Mannes, der Pathe war, und ein recht guter, grundgelehrter Mann, aber, daß sich Gott erbarm! auch ein recht

verstockter Hagestolz seyn soll!" — Sie lachte, und hätte durch ihre Schelmerei den gegenwärtigen großen Ferdinand vermuthlich ganz aus der Fassung gebracht, wäre nicht in demselben Augenblick ein junger Mann — — Namens Heimfeld erschienen, der, sobald er Ferdinanden erkannte, mit großen Sprüngen herzuflog, und ihn mit ausschweifender Freude umarmte.

„Ei Herr Professor M. . . wol selbst?" — sagte die kleine Frau etwas verlegen, war aber schnell wieder in Ordnung, und drückte die beiden Männer mit ihren runden, weißen Armen noch fester an einander.

Man kann sich leicht vorstellen, welch ein Fest des Wiedersehens nun begann! Man machte sogleich aus, daß unter vierzehn Tagen an kein Weiterreisen zu denken sey; ein Arbeiter mußte die Kutsche herbeischaffen; Alt und Jung half den Koffer abpacken, und, unter lautem Jubel, wurde Ferdinand in das freundliche Gaststübchen feierlich eingewiesen.

Ferdinand konnte es, da er nach dem Abendmahl auf sein Zimmer kam, und von dem hohen Weinbergshause herab die weite Mondscheinlandschaft überschaute, kaum begreifen, daß es, wie doch bei Tisch ausgerechnet worden war, schon zwölf Jahr sey, seitdem er den Grafen auf die Güther begleitet, schon acht Jahr, seitdem ihm Heimfeld einen Gevatterbrief zugeschickt habe. Er mochte aber die einzelnen Perioden, an welche sich seine Erinnerung knüpfte, zusammenrechnen, so oft er nur wollte, es gab immer dasselbe Facit, so wie sich auch immer der Gedanke damit verband, er habe diese Jahre nicht viel besser, als die zwar arbeitsame, aber auch menschenfeindliche Spinne in ihrem bestäubten Gewebe, verlebt. Er schlug heftig das Fenster zu. — „Und wenn ich morgen ein Mädchen finde, wie Madam Heimfeld" — sagte er zu sich selbst, und kleidete sich schnell aus — „so soll sie mein Weib werden, und wär' es die Tochter von Heimfelds Winzer!"

Nur die Ermüdung ließ ihn bald und fest einschlafen, und als er erwachte, zischelten schon Heimfelds Kinder vor seiner Thür, die, als er öfnete, mit großen Ruthen hereinsprangen, um ihm zum Pavillon, wo das Frühstück auf ihn wartete, nach Standesgebühr vorzureiten. —

Ferdinand verlebte nun unter diesen guten, fröhlichen Menschen die heitersten Stunden seines Lebens. Heimfelds offner, biedrer, und doch, wo es seyn mußte, eben so fester, als sonst gefälliger Charakter; Fränzchens — so hieß die niedliche Hausfrau — Kindlichkeit, Munterkeit und Häuslichkeit; ihre nicht zur Schau gestellte, und doch so zärtliche Mutterliebe, in welcher sie Ferdinanden oft nur wie ein schöner, schützender Genius aus höhern Regionen erschien; die Anhänglichkeit, Gesundheit und manchmal an Wildheit streifende Lebhaftigkeit der Kinder; die Treue und Anhänglichkeit des Gesindes, so wie wiederum die Vorsorge der Herrschaft für jene — stellte.

ihm ein Bild der reinsten, edelsten Glückseligkeit vor, und der Gedanke, auch sich ein ähnliches Loos zu bereiten, setzte sich immer fester in seiner Seele. Er begleitete einigemal Heimfelden, der fast täglich in die Stadt fuhr, und machte bei Heimfelds Vater und Geschwistern, so wie bei seinem ehemaligen Zöglinge, den er mit einer liebenswürdigen und sehr geistreichen Dame vermählt fand, einige Besuche; doch nahm er von allen Einladungen keine an, als nur das Anerbieten, ihm die Bibliothek zeigen zu lassen. Sein Herz zog ihn zu jenen glücklichen Bergen, zu seinen eignen Träumen, die hier ihm freundlich erschienen, unaufhörlich zurück. —

Und schon sah er mit geheimen Grauen seiner, sich herannähernden Heimkehr entgegen; schon fühlte er zuweilen im voraus, wie weh es ihm thun werde, aus diesem glücklichen Kreise zu scheiden, als er eines Abends, bei einem gemeinschaftlichen Spatziergange durchs Lustwäldchen, seinem beklommenen Herzen

durchaus Luft machen mußte. „Ei, laßt sie doch spielen" — sagte Ferdinand der Erste, da man auf einer Bank Platz genommen hatte und Heimfeld dem commandirenden Ferdinand dem Zweiten, Stillschweigen auflegen wollte. Eiligst vollendete er die, von den Kindern ihm abverlangte Standarte, ob er schon, in Ermangelung eines andern, den kürzlich erhaltenen Bogen mit der schmeichelhaftesten Recension aufopfern mußte. — „Hier Ferdinand!" — fuhr er vergnügt fort — „ein Hundsfott wer seine Fahne verläßt! Aber dort unten müßt ihr spielen; da ist beßres Terrain. — Ihr aber, meine großen Kinderchen, thut mir jetzt den Gefallen, und erzählt mir ein wenig, wie ihr euch fandet!"

„Meinethalben" — erwiderte Heimfeld — „das wird bald abgethan seyn!"

„Sie wissen, es war im Frühherbst 17**, als wir uns zu **** von einander trennten. Als ich die väterlichen Gründe wieder erblickte, freute michs wol, aber ich kann nicht sagen,

daß mein Blut in große Unruhe gerathen wär. Ich wußte aus den letzten Briefen, daß Papa und die Geschwister gesund waren; das übrige war mir ziemlich gleichgültig. Als wir nun hieher in die Gegend kamen, fiel es mir ein, daß, weil eben die Weinlese anging, wahrscheinlich jemand von den Meinigen auf unserm Berge seyn werde; ich meyne den Berg hier neben an; denn diesen, welchen wir jetzt bewohnen, hat meine werthe Ehefrau ein- und zugebracht. Man kann durch diesen gar füglich auf jenen kommen, und ich schlug diesen Schleifweg um so lieber ein, weil die noch von Alters her wohlbekannte Belline des Nachbarhauses mir lustig entgegenschwänzelte.

„Ei der Geier — ganz meine Geschichte!" — sagte Ferdinand lächelnd — „die Bellinen müssen hier eisernes Vieh seyn!"

„Das ist die Tochter, wenn Sie erlauben!" — unterbrach ihn Fränzchen, und drückte das weiche Behänge des, ordentlich darauf

lauernden Spitzchens recht zärtlich an ihren Hals.

„Ich folgte der blendenden, bellenden Führerin,“ — fuhr Heimfeld fort — „wie die Prinzen der Märchenwelt den schneeweißen Hindinnen, sprang und stolperte die Stufen herauf, lief dann im gestreckten Galopp — da —“

„Geben Sie Acht, nun kommt die schönste Stelle!“ — sagte Fränzchen.

„Da kam ein kleines, wildes, närrisches Mädchen mit einer Schmetterlingsfalle, wie blind, auf mich zugerannt, indem die sehr respectable Madame Dümont — sey nicht böse, Weibchen; ich weiß, du hältst große Stücke auf sie, und warlich — sie war eine recht wackere, aber auch recht dicke Frau — also, indem Madame Dümont fast athemlos, hustend und rufend, bergab hinterdrein wankte. Die niedliche Insekten-Jägerin hört und sieht nicht; es fehlt wenig, daß sie, statt des entfliehenden Trauermantels, mit dem Fang-

eisen meine arme Nase einklemmt. Ich springe beiseits, staune sie an, und es dünkt mir in meinem feinen guten Herzen, als müsse ich dieß allerliebste Gesichtchen schon irgend einmal wo gesehen haben. Doch so sehr ich grüble, kann ichs nicht finden, bis ma bonne: Regardez donc, Françoise! schnarrend ausruft, und ich nun, wie durch Eingebung von oben herab, augenblicklich Hofrath Richters Fränzchen erkenne, die ich Ruchloser mir immer noch in der Kappe dachte."

„Aber nur noch ihr Herzchen war in der Kappe, sie selbst war während meiner Abwesenheit recht hübsch aufgeschossen, und kam mir so hübsch, so allerliebst vor, wie — nun, gerade wie sie noch jetzt ist! Sie mochte sich denn gelegentlich auch besinnen, sie sey ja kein Kind mehr, und nahm sich gewaltig zusammen, sprach gar mancherlei von Freude über glückliche Zurückkunft, von Vergnügen und Ehre, wobei Madame Dümont treulichst nachhalf, so daß unser Dialogue nach dieser Ver-

besserung in jedem Peplier eine Stelle verdient hätte."

„Nun hören Sie nur einmal, wie er übertreibt!" — fiel Fränzchen hier ein, mit einem so kläglichen Tone, als müßte sie weinen.

„Worauf unser Gespräch hinauslief, weiß ich warlich nicht mehr; nur so viel erinnere ich mich, daß ich auf der Gränzscheide der Madame ein tiefes, tiefes Compliment, wenn ich aber nicht irre, Fränzchen noch ein weit tieferes machte, und daß mir, als ich, beliebter Kürze wegen, über den Zaun setzte, bei dem Sprunge zugleich der Gedanke auf die Lippen sprang: „Richters Fränzchen ist doch warlich ein kleiner Engel!"

„Ich fand glücklicher Weise meine ältern Schwestern schon auf dem Berge, und ob es mir nun gleich frei stand, mich sofort ganz in die Stadt zu begeben, so ließ ich dieß doch weislich unterwegs, präsentirte mich vielmehr nur meinem Vater, und bat um Erlaubniß, die Weinlese über draußen zu bleiben."

„Von nun an war ich täglich an und über dem Zaune; auch Fränzchen kam oftmals dahin, um für ihr Cabinet an den Weinstöcken Schnecken zu suchen. Da half ich denn redlich, so lange ma bonne uns nicht aus den Augen ließ —“

„Auch auf unserm Berge kam nun die Zeit der Lese; Papa und einige alte Herren und Damen kamen heraus; für das junge Volk und die Winzer sollte ein Ball die Freude beschließen. Im nächsten Dorf giebt es eine weit und breit berühmte Kapelle!“

„Ich war am Feste der Winzer gleich nach Tische, ganz und gar in ein Buch vertieft, wieder am Zaune, dessen eine Stelle, ich weiß selbst nicht, auf welche Weise, jetzt in eine Bresche verwandelt war. Ehe ichs versah, war auch Fränzchen glücklich der ma bonne entwischt. Ich ging ihr ein großes Stück Weges entgegen. Sie kam mit hochrothen Wangen, um, wie sie sagte, noch vor

Anfang des Tanzes meine Schwestern ein wenig zu besuchen.“

„Der kleine Narr war — natürlich wegen des Balls — recht Feen- und Schäfermädchenartig gekleidet, versteht sich, wie die Schäfer in der Oper! Ein leichtes Hütchen mit einem Rosenstraus; ein recht schmachtend rosenfarbnes Corsetchen; ein kurzes, bandbesetztes Röckchen, das den weißen Strumpf und die schönen Atlasschuhe nicht ganz verbarg; Hals und Brust ziemlich blos — —“

„Garstiger!“ — unterbrach ihn hier Fränzchen, und schlug ihn recht derb ins Gesicht — „ist das der Dank? — — O recht betteln, recht zappeln sollte man euch lassen!“ — fuhr sie zu Ferdinanden, der nach seinem System auch das seinige dabei dachte, gekehrt, trotzig fort — „aber glauben Sie ihm nicht, Ferdinand! — — Ueberdem war es drückend heiß!“

„Natürlich, das bezeuge ich“ — fuhr Heimfeld fort und rieb sich den Backen — „Es war gerade der erste November! Kurz,

Fränzchen war damals das liebenswürdigste Kind, das der Kindheit eben entflattern will! Wir gaukelten eine Weile in süßer Traulichkeit um einander herum; wir jagten einander, bis wir außer Athem waren, ganz wie wir das ehemals gethan hatten. Endlich konnte Fränzchen nicht weiter. Gerade auf dem Flecke, wohin ich nachher den Amor, der dem Schmetterling die Flügel verbrennt, habe setzen lassen — Sie haben ihn ja wol vielmals gesehen — umfing ich sie und hielt sie mit beiden Armen zärtlich umschlungen."

„O fühlen Sie nur, wie mir warm ist" — sagte sie endlich, und legte mit der reizendsten Unschuld ihr Gesichtchen an meine Wange —"

„O mir auch, mir auch" — sagte ich zärtlich — „Fränzchen, wüßt' ich nur, ob du mir gut wärst?"

„Sie sah mich freundlich an, und fing an zu lachen. „Ja" — sagte sie dann altklug — „wie meynen Sie das? Meynen Sie nur so:

auf ein paar Wochen — so wie sonst — so wie man alle Menschen lieben soll — o ja! da haben Sie meine Hand drauf. Aber — wenn Sie es etwa anders meynen sollten, da habe ich immer gehört — — — — Sie stockte; ihre Wange wurde, wie Zinnober; ihr Auge konnte sich unmöglich aufschlagen. Losbrechend und wie unwillig über sich selbst, sagte sie endlich, indem sie ihr Gesicht an meine Brust lehnte: „Nun meinetwegen; ja wol bin ich Dir gut, ja wol! Sprich mit Deinem und meinem Vater! Das hab ich immer gehört“ —

„Ich küßte sie; ich hob sie triumphirend in die Höhe“ — — „Und so ists noch! ists noch!“ — setzte er jubelnd mit einer Umarmung hinzu. Ferdinanden ward dabei weich in der Seele und feucht in den Augen.

„Verzeihen Sie“ — fing Heimfeld wieder an. — „Meine Geschichte ist gleich zu Ende. Ich machte aus meiner Liebe meinem Vater nicht lange ein Geheimniß. Dieser sprach

beim Schlaftrünkchen mit dem Hofrath Richter. Beide sagten:

„Die Anker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Ehband!"

zwar nicht in Jamben, doch in kernhafter, bündiger Prosa — und bei der nächsten Weinlese tanzten wir als Mann und Frau!"

Als Ferdinand an einem der folgenden, ziemlich unfreundlichem Morgen wieder allein im Reisewagen saß, rufte er sich mit süßer Wehmuth Alles ins Gedächtniß zurück, was er bei Heimfelds gesehn und gehört hatte, und sein über Liebe und Ehe mühsam entworfenes System kam dabei nicht wenig ins Gedränge. Hätte ihm jemand Heimfelds Liebesgeschichte erzählt, er würde nichts weniger, als eine glückliche Ehe, prognosticirt haben, und doch hatte ihn der Augenschein vom Gegentheil überführt; doch mußte er seinen Freund wegen seines Glücks fast beneiden; doch sagte er sich

selbst, daß er an der Seite eines, ihn so hold umgaukelnden Wesens ein ganz andrer, ein weit glücklicherer Mensch seyn würde! Wenn er dagegen an seine finstre Studierstube, an seine umgehende Haushälterin zurück dachte — — o ihr Götter! er hätte verzweifeln mögen!

Er versank fast den ganzen Tag über aus einer Speculation in die andre. — „Alles kommt am Ende auf die Erziehung an, und wer sich seine Gattin erziehen könnte" — sagte er gegen Abend zu sich selbst, als ihn — ein sehr unsanfter Stoß aus seinen Betrachtungen rüttelte, und der Postillon fluchend meldete, das vermaledeite Vorderrad sey wenigstens in kreuztausend Stücke! Was war zu thun? Er schlenderte gemächlich nach dem nächsten Dörfchen, wo ohnedieß Station war, und wartete beim Posthalter, der zugleich Gasthalter war, auf seinen Koffer.

Als er hier in der Passagierstube, noch immer über die Erziehung des Weibes nachgrübelnd, die blauen Tabakswölkchen in die

Luft blies, stand auf einmal, gleich einer Erscheinung, ein zehnjähriges, blasses, in eine zerrißne Taftsaloppe gehülltes, aber wohlgebildetes Mädchen vor ihm, und überreichte ihm, mit einem durchdringenden, flehenden Blick, einen offenen Brief. Er schlug das Papier aus einander, und las: „Alle edeldenkende Durchreisende bittet eine Unglückliche, durch eine kleine Beisteuer ihre letzten Augenblicke zu erleichtern. Nur die drückendste Noth kann sie bewegen, fremdes Mitleid für sich anzuflehen.

Wittwe Bergin,
vormals Schauspielerin bei der ***schen Gesellschaft.“

„Wo ist die Arme?“ — fragte Ferdinand hastig das Kind, das ihn mit großen Augen anblickte, und noch immer mit gefalteten Händen schweigend vor ihm stand. Die Kleine schien ein Herz zu ihm zu fassen. „Ach lieber Gott!“ — antwortete sie mit sehr reinem Dialekt und zarter Geschmeidigkeit — „Sie

sind gewiß ein guter, mitleidiger Herr, und meine arme Mutter — —"

„Komm, mein Kind! führe mich zu ihr" — fuhr Ferdinand freundlich fort. — Das Mädchen nahm ihn bei der Hand, zog ihn über den Hof, und führte ihn in eine Scheune. Seine ganze Seele war wunderbar aufgeregt, ergriffen, empört; er trat mit leisen Schritten an ein elendes Strohlager, und erblickte ein abgezehrtes weibliches Wesen, das mehr einem Geripp, als einem noch lebenden Menschen, glich.

Die Kranke wollte sich gegen ihn aufrichten; sie war zu schwach; sie erhob ihre matten Augen —

„Hinweg! hinweg!" — rief sie dann mit hohler Stimme und abwehrender Hand, wie in Verzweiflung und Wahnsinn. Ferdinand schauderte. Er erkannte an der Stimme Amalien!

So sehr ihn diese Entdeckung erschütterte, so traf er doch augenblicklich Anstalt, der

Kranken so viel Beistand zu verschaffen, als hier zu erlangen war. Er schob seine Weiterreise auf; er ließ den Dorfbader, den einzigen Arzt in der Gegend, herbeirufen; er verlangte für die Kranke Bett und Stube, und erhielt dieß auf sein Versprechen, für alles zu stehen. Der Bader erschien endlich, gab aber achselzuckend zu erkennen, hier werde nicht viel mehr zu verdienen seyn. Dennoch mußte die Patientin in ein warmes Bett gebracht werden. Sie schlummerte, sobald sie dahin gelangte, sanft ein, und erwachte nicht wieder. Am frühen Morgen stand schon die Kleine weinend und jammernd vor Ferdinands Thür, mit der Nachricht, die Mutter sey um Mitternacht ziemlich schmerzlos verschieden.

„Was willst du nun anfangen, armes Kind?“ — fragte Ferdinand tief gerührt.

„Das wird schon gehen,“ erwiderte das Mädchen leicht — „ich kann tanzen, ein wenig lesen und sticken — Gott läßt keinen Sperling verhungern, wie die Leute sprechen —“

„Wie heißt du denn?“

„Maria Katinka! Meine Mutter nannte sich zuletzt Wittwe Bergin, aber sonst auf den Zetteln hieß sie anders! Meinen Vater habe ich niemals gesehen. Ach! wenn nur meine gute Mutter noch lebte, meine arme Mutter — ich wollte gern für sie betteln!“

Diese kindliche Liebe, die tiefe, ungekünstelte Trauer, dabei dieser Leichtsinn, das ganze trauliche, zwar gewandte, doch bescheidene Benehmen des Mädchens, ging Ferdinanden ans Herz. Er dachte hin und her —

„Sie scheint zwar ein wenig schlau, doch noch rein, noch unverdorben!“ — sagte er endlich entschlossen; sie könnte gewissermaaßen meine Tochter seyn, ich habe sie auf gewisse Weise geerbt; ich habe genug für zwei, ich will sie erziehen lassen! —“

„Wolltest Du wol bei mir bleiben, Maria?“ — fragte er dann, und wischte ihr die Thränen von den Wangen. Sie machte große Augen. — „Ach Sie spaßen wol nur“ — sagte

sie etwas scheu — „übrigens, wenn Sie wollen so gut seyn, so nennen Sie mich lieber Katinka!“

Ferdinand überzeugte sie nun, daß es ihm allerdings Ernst sey; sie fiel, da sie endlich daran glauben mußte, mit großer Heftigkeit vor ihm auf die Knie und faltete ihre Hände. Er besorgte Amaliens Begräbniß, ließ Katinka reinlich kleiden, folgte mit ihr dem Sarge, und nahm sie dann, ihr immer sanft zuredend, mit sich fort.

Je länger sie reisten, desto mehr gewann Katinka Ferdinands Herz. Ihr naives Gespräch zeigte von vielen Anlagen; ihr ganzes Betragen ließ es nicht zweifelhaft, daß ihr das Reisen in mancherlei Form keineswegs fremd sey.

Sie erzählte mit unschuldiger Offenherzigkeit das Wenige, was ihr von der, leicht zu errathenden Geschichte ihrer Mutter bekannt war; dann weinte sie wieder ein Gesetzchen;

dann freute sie sich ungemein über das, wenigstens ganze und reinliche neue Habitchen, dem sie, wie sie Ferdinanden zu verstehen gab, schon ein ganz andres Ansehn zu geben gemeint war. Endlich, da es düster wurde, nickte sie ein, und entschlummerte ganz unbefangen an Ferdinands Schulter.

Er selbst entwarf indessen den Plan, was er mit Katinka anfangen wolle, und vor allen Dingen, wie sie bei Jungfer Krümelin, vor der er sich doch ein wenig fürchtete, auf gute Art eingeführt werden könne. Es fiel ihm wol ein, ob es nicht rathsamer sey, wieder umzukehren, und Katinka zu Heimfelds zu bringen, die sich des armen verlaßnen Geschöpfs gewißlich annehmen würden; allein er verwarf diesen Gedanken; die häusliche, unbesorgte Glückseligkeit konnte nach seiner Meynung in Katinkas feuerfangender Seele leicht romantische Ideen erwecken, und die Kleine sollte nun einmal für allemal ohne alle Romantik erzogen werden! Er beschloß endlich, die neue Pflege-

tochter für eine entfernte Verwandte auszugeben, deren Mutter — irgend eine gebildete Frau, die er schon noch aufzufinden verhofte — ehestens nachkommen werde. Dann sollte Jungfer Sara Krümelin, und ihr Peter die Dimission erhalten; das übrige werde sich finden! —

Katinka wurde demnach kurz vor der Ankunft in *** geweckt, und in ihrer Rolle, die sie leicht begriff, so weit nöthig, unterrichtet; der Postillon stieß ins Horn; der Wagen hielt. So freundlich, als zuweilen ihr Peterchen, kam, in Erwartung eines angenehmen mitgebrachten Geschenks, Jungfer Sara mit der Laterne an den Wagen; aber ihre Nase wurde noch einmal so spitzig, als sie mit ihrem werthesten Herrn Professor auch die ziemlich keck aussteigende und sich an seinem Arm hängende junge Person remarkiren mußte.

Kaum hatte sie kopfschüttelnd das Abpacken besorgt, als sie, mit wieder angenommener Freundlichkeit den ehrlichen Peter herzubrachte,

der dem Herrn Professor sein Bewillkommungscompliment machen sollte. Ihr eigentlicher Zweck hierbei, nämlich die Hoffnung, die Bewandniß mit dem Kinde genau zu erfahren, ward jedoch nur in so weit erfüllt, daß ihr Ferdinand, mit erzwungenem, recht heroischem Muthe, die bevorstehende Veränderung kürzlich bekannt machte — worauf sie denn mit vornehmer Mine ihren Peter auf den Arm nahm, und unter der Thüre etliche Worte von schnödem Undank, Bank-rten und dergleichen, wie auf dem Theater vor sich, d. h. ziemlich vernehmlich fallen ließ.

Ferdinand war in der That durch die Reise um vieles verändert worden; er fühlte sich selbst weit freier, ruhiger, männlicher, als zuvor, und Katinka, die sich bald in ihrer neuen Lage gefiel, und dabei fromm, wie ein Lamm, und lustig wie ein Eichhörnchen war, wußte sich immer mehr und mehr seiner Zuneigung zu bemeistern.

Die Haushälterin, die von nun an ein

sarkastisches Stillschweigen beobachtete, mußte für die Kleine ein vollständiges, recht gutes Bette anschaffen, und bald war Ferdinand so glücklich, in einer Pfarrerswittwe von mittlerm Alter das gewünschte Subject ausfindig zu machen. Als einst — nach Versicherung der Haushälterin — die Mamsell mit dem Comödiantennamen, den sie unmöglich merken könne — dem Peter eine Klammer an den Schwanz gehängt haben sollte, gab dieß die beste Veranlassung, sich der Jungfer Krümelin, noch früher, als es eigentlich Zeit gewesen wäre, durch ein raisonnables Kostgeld zu entledigen.

Sarchen wünschte spitzig zu der neuen Wirthschaft Glück, packte ihre Siebensachen unter lauter Anstimmung des Gesangs: Valet will ich dir geben, du arge, schnöde Welt! zusammen, und zog mit Petern aus; die Frau Magisterin aber ein. Bald hatte sich Katinka auch bei dieser so einzuschmeicheln gewußt, daß alles recht ruhig und friedlich war, und Fer-

dinand über seine verbesserte häusliche Lage sich nicht genug wundern konnte.

Katinka erhielt nun durch ihre Erzieherin und verschiedene Lehrmeister eine zwar nicht modische, doch sehr gute Erziehung. Die Leiden ihrer frühern Jugend waren bald vergessen; sie war das niedlichste, heiterste Geschöpf, das man sehen konnte, und galt überall für die Tochter der Frau Magisterin.

Wie der Gärtner die zartgepflegte Pflanze, so sah Ferdinand das holde Mädchen immer schöner heranblühen. Bald war es ihm unmöglich, ihr irgend einen ihrer mädchenhaften, doch sehr bescheidenen, Wünsche abzuschlagen. Er selbst wurde vielmehr auf diese Weise wieder in die Welt eingeführt, und es gab in der That einen gefälligen Anblick, wenn Katinka an seinem Arme, recht mit dem Air einer Erwachsenen, Spaziergänge und Concertsäle besuchte.

Das schmeichelnde Mädchen war nunmehr sechzehn Jahr alt, und nannte Ferdinanden weit seltner, als vorher, Onkel oder Papa. Ja, als er um diese Zeit die Rector-Würde auf das bevorstehende Halbjahr erhielt, da konnte sie unmöglich ihre Freude darüber ganz im Stillen dahin gehen lassen. Sie wußte vielmehr ihre Erzieherin mit ins Interesse zu ziehen, und als Se. Magnificenz eines Tages zur Mahlzeit kamen, fanden dieselben den Tisch mit Blumen und Zweigen festlich geschmückt, und unter dero Serviette eine zierlich gestickte Brieftasche, mit einem sehr artig, aber auch sehr ausschweifend, geschriebenem Briefchen, worin die zärtlichste Dankbarkeit und die innigste Liebe die currentesten Ausdrücke waren. Ferdinand konnte und mochte dem darauf lauschenden Mädchen seine Rührung und Freude nicht ganz verhehlen, und Katinka wußte eine Scene herbeizuführen, die sich ihrerseits nicht anders, als mit einer Umarmung, beschließen konnte.

„Ich glaube wahrhaftig, sie liebt mich“ — sagte Ferdinand mit stillem Wohlbehagen — „Aber — sie hat meines Wissens keinen Roman gelesen, wie Geier! kommt sie zu den romanhaften Ideen?

Der gute Professor dachte bei aller Gelehrsamkeit nicht daran, daß in der Regel in jedem sechzehnjährigen Mädchenkopfe Pläne genug zu einer ganzen Romanenbibliothek stecken, und glaubte sich nach einiger Zeit doch geirrt zu haben, als Katinka die Rolle der ersten Liebhaberin nach und nach aufgab, und sich statt deren der Rolle der Soubrette bemeisterte.

So auffallend ihm vorher ihre Zärtlichkeit gewesen war, so unangenehm war ihm jetzt, so wenig er es sich selbst gestand, der Gedanke, daß sie ihm doch wol weniger ergeben sey, als er sich im Stillen geschmeichelt, und er suchte daher durch zuvorkommendes Betragen das Vormalige wieder herbei zu führen. Er führte sie öfter, als vorher, an öffentliche Orte; er

behandelte sie mit Achtung; er wendete sogar auf sein eignes Aeußeres eine größere Aufmerksamkeit. Doch so sehr er sich hiebei anstrengte, so wenig war es ihm möglich, jemals Katinkas völligen Beifall zu erhalten. Vielmehr fand sie unaufhörlich etwas an seinem Anzuge zu verbessern, und ließ es sich ordentlich angelegen seyn, ihn, versteht sich, mit der größten Freundlichkeit, auf mancherlei Weise zu hofmeistern. Er ließ sich, um recht aufzuleben, ein extrafeines apfelgrünes Kleid machen; sie schmälte auf den Schneider, der ja wissen müsse, daß man nur englisch-schwarz einhergehen könne; er kaufte sich, um sie durch seine Galanterie recht zu überraschen, weißseidne Handschuh, aber diese trugen ja nur — ich weiß nicht wer? noch beim Schützenschmauße; jeder Mann von Geschmack mußte lederne Patent mit Stickerei haben!

Obschon Ferdinand auch diese Neckereien nach seinem Wunsche auslegte, und hierin eine gewisse größere Theilnahme, eine gewisse

weibliche Vorsorge zu erblicken glaubte; so war er doch sehr damit zufrieden, als er wieder nach einer Zwischenzeit eine gewisse scheue, jungfräuliche Zurückgezogenheit, und bald darauf eine sanfte Wehmuth, eine auffallende Innigkeit und stille Glut, an ihr zu bemerken glaubte.

„Es ist richtig!" — sagte er eines Abends zu sich selbst — „Anfänglich unschuldige Zärtlichkeit, dann, da jene nicht mehr schicklich war, um sich selbst zu täuschen, eine auffallende Lustigkeit, eine scheinbare Herrschsucht; dann, da dieß alles nicht fruchten wollte, scheue Entfernung, zuletzt, da dieser Zwang zu schmerzlich wird, süße, hinreißende Schwermuth — o warlich, das sind die ächten Symptomen geheimer Liebe, und mein Project, mir eine Frau zu erziehen, ist über Erwartung geglückt!"

Fast schon ein halbes Jahr lang hatte diese Periode zärtlicher Wehmuth gedauert, da

beschloß Ferdinand, der Sache ein Ende zu machen. Einst, als Katinka, den Strickstrumpf in der Hand, still denkend neben ihm stand, fragte er sie mit dem innigsten Händedrucke: „Was fehlt Dir, meine Katinka?“

„Ach“ — seufzte sie, und ihr Gesicht wurde mit Purpur überzogen — „Sie sind so gut, so herzlich gut gegen mich, und doch hege ich Undankbare noch gewisse Wünsche —“

„So sprich sie aus, gutes Mädchen!“

„Ach, wenn Sie nicht zürnen wollten — gewiß nicht? — Ich wünschte so sehr — — die Guitarre zu lernen!“

„Nichts als dieß!“ — erwiderte Ferdinand, über den kindischen Wunsch sich verwundernd — „Du spielst ja so hübsch auf dem Flügel!“

„Das wol, lieber, lieber Ferdinand“ — antwortete Katinka sanft — „aber ich bin nun einmal so — ich bin der Guitarre so gut! Wenn man sie so im Arm hält, und ein recht schönes Band dran herabhängt, o es läßt

so

so allerliebst — — spanisch, so allerliebst romantisch!“

Ferdinand lächelte; ihr Wunsch war so gut, als gewährt. Er nannte ihr den vorzüglichsten Meister auf diesem Instrument, dessen Charakter moralischer Seits sattsam bekannt war, und das gute Kind ließ sich alles gefallen, was ihrem Versorger und einzigem Freunde beliebte.

Herr Lambert, der Musikmeister, fühlte sich durch des Professors Antrag, seiner Nichte Stunden zu geben, sehr geehrt. Er wendete, wie sich bald ergab, vielen Fleiß an; Katinka's glückliches Talent kam zu Hülfe; bald hatte sie auch auf diesem Instrument große Fortschritte gemacht, und ließ nun nicht eher nach, bis Ferdinand ihre Lehrstunden manchmal zu besuchen versprach. Er that dieß ein und bald mehrere male; nicht blos die liebe, reizende Sängerin, sondern auch der kenntnißvolle, feurige junge Künstler, wurde für ihn so anziehend, daß er in kurzem keine angenehmere

Erholung kannte, als wenn jener ihn auch manchmal des Abends besuchte, und beide dann die neusten Arien mit einander sangen und spielten — ein Vergnügen, dem leider! schon nach einem halben Jahr ein auswärtiger Ruf Lamberts Unterbrechung drohte. Wirklich mußte Lambert eine Reise unternehmen, und Ferdinand und Katinka fühlten nach seiner Entfernung, was ihnen vorher nie vorgekommen war, das Drückende ihrer Einsamkeit. Kein Wunder daher, daß auch Katinka's Schwermuth sich von neuem zeigte. Ferdinand fand sie sogar oft in Thränen, und beschloß, bei erster schicklicher Gelegenheit sich gegen sie zu erklären.

„Du bist nicht mehr so heiter, so unbefangen, wie sonst, meine Katinka" — sagte er einst, da sie ihn selbst gebeten hatte, bei ihr zu bleiben — „und deine Schwermuth hat auch mich angesteckt. Sei offenherzig gegen Deinen treuesten, einzigen Freund, wie Du mich oft nanntest —"

Sie ließ ihn nicht ausreden; Thränen brachen aus ihren Augen; sie stürzte heftig vor ihm nieder —

„Nicht diese Heftigkeit, mein theures Mädchen! bin ich nicht mehr Dein Freund —?"

„O Ihre Güte und meine Verwegenheit, meine furchtsame Hoffnung und das süße Geheimniß, das schon so lange auf meinem Herzen liegt —"

„In diese treue Brust kannst Du es ausschütten —"

„O wüßten Sie, wüßten Sie alles! kennten Sie dieses Herz, wie es bebt, Sie vielleicht zu erzürnen —"

„Nicht doch, Katinka! Wer könnte Dir zürnen? Sprich —"

„Ach Ferdinand! ich liebe, ich habe schon lange im Stillen geliebt, eh Sie es ahnen konnten!"

„Ists möglich, Katinka?"

„Sie sind so gütig, so nachsichtsvoll — und ich Undankbare konnte es wagen —"

„Ich verstehe Dich nicht —“

„O Vergebung, mein Wohlthäter, Vergebung, mein Vater!“

„Vergebung, edler Mann!“ — rief es auch noch von einer andern Seite, und Lambert trat aus dem Cabinet.

Ferdinand brauchte einige Minuten, sich zu sammeln.

„O! er zürnt auf mich; er verabscheut meinen Undank — siehst du nun, Lambert!“ — rief Katinka, immer noch auf den Knien, und erhob flehend die Hände.

„Ich habe das nicht erwartet, meine Tochter!“ — antwortete Ferdinand, sich fassend, und hob sie auf — „aber ich hätte es freilich erwarten sollen! Seid denn glücklich, ihr — — meine Kinder! aber — verlaßt mich nicht!“

Unter Umarmungen und Thränen betheuerte nun Lambert, daß er auf Katinka's Verlangen die ferne Versorgung bereits ausgeschlagen habe, und morgen, als Adjunct bei der

Marienkirche, angestellt werde. Alles schloß sich, wie sich leicht denken läßt.

Ferdinand erfuhr nun auch, daß das Liebesverständniß mit Lambert in jener Periode der Zurückgezogenheit, und früher, als die Guitarrenstunden, bei einer Freundin Katinka's entstanden sei, und bald ward Lambert Katinka's glücklicher Gatte. Ferdinand zog zu ihnen ins Haus, und spielte, wenn sein Studiren es erlaubte, den, etwas modernisirten Magister Philoteknos bei ihren Kindern. Er nannte zuweilen sein Schicksal noch immer gesegneter, als ein Hagestolz es verdiene. Vor einigen Wochen ist der Gute gestorben, und hat Katinka's Kindern seine Manuscripte und sein ganz Vermögen vermacht.

XX.

Die Rose von Jericho.

Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt.

Schiller.

I.

Platz vor dem Hause mit Bäumen und Weinstöcken.

Der junge Berthold. Gebt mir die Kürbißflasche, Vater, die euch der edle Hugo verehrt hat, und laßt mich ziehen; denn schon äugelt die Morgensonne durchs falbe Laub.

Vater. Nimm, mein Sohn! Sieh, die sorgende Mutter hat den Kürbiß mit Wein, mit Weizenbrode die Reisetasche gefüllt. Ade, Berthold, wandle grad aus und fürchte dich nimmer!

Berthold. Ihr wolltet mir noch etwas sagen beim Lebewohl!

Vater. Ich bin eine Blume des Feldes, und eine Rose im Thal. Diesen Spruch nimm zum Zeichen, und wird sie je dir zu Theil, so achte sie hoch, wie ein Pfand des Himmels!

Berthold. Ihr spracht je und je von der Rose, und habt sie verherrlicht im Gesang; aber wo find' ich sie? und woran soll ich sie erkennen?

Vater. Halte rein dein Herz und vertraue dem Himmel! Ist sie dir vom Schicksal beschieden, so wird sie aufblühen an deinem Pfade. Und jetzt still, Berthold! es nahet die Mutter.

Mutter (aus dem Hause). So bist du bereit, und willst scheiden; scheiden, ach Sohn! so jung aus dem Arm der Mutter; willst verlassen das liebe Vaterhaus und hinaus in die Welt, in die weite Welt?

Berthold. Zu dir hinab muß ich mich beugen, liebe Mutter! wie du dich sonst beug-

test zu dem Knaben, und meine Stunde ist kommen, und das junge Blut nimmer ruht.

Mutter. Willst dahin durch die finstern Wälder, wo der Räuber lauscht, wo der Wolf mit blutigem Rachen lechzt; hinaus in die Welt, wo der falsche Freund dich verräth?

Berthold. Vor dem Räuber schützt mich das Kreuz auf dem Pilgerrock; gegen den Wolf barg ich unter dem Mantel das Schwerd; vor dem falschen Freund wahre mich Gott!

Mutter. Willst nicht stehen an den Häupten des Betts, wenn der alte Vater erkrankt . . .

Vater. Mach' mir dem Knaben das Herz nicht schwer, Weib! Erzogen wir ihn, wie ein Mägdlein, für die Spindel, oder zum siechenden Weber? Fahre denn wohl, mein Sohn Berthold, fahre wohl!

Berthold. Vater! Mutter! mit euch Gott! . . . Grüßt mir den Meister noch einmal, und sein sittiges Weib mit den Kindern; grüßt mir auch Ruben, den wackern Gesellen!

Mutter. Lebe wohl! . . . Nimmer seh' ich dich wieder . . . ach, jetzt geht durch meine Seele das Schwerd . . .

Vater. Und wardst du nicht auch, treue Alte, geboren dem Schmerz? . . . Mach' ein Ende! . . . Ade, Sohn! . . . Sehen wir uns nimmer wieder auf diesem Boden, was thuts? Geht doch kein Saatkorn verloren!

Berthold. Ade, Vater und Mutter! Scheiden bringt Leid. Mit euch Gott!

2.

. . . . . . Auf dem Berge bin ich nun, kann wol wagen das Umschaun. Leichter klopft mir das Herz!

Dort, in weiße Nebel versenkt, liegt die Vaterstadt; einzig hervorragend durchs Gewölk funkelt das Thurmkreuz, und der Rauch vom Heerd meiner Aeltern ist nicht zu sondern aus dem dampfenden Meer. Ha! dort über dem Strom steigt die Sonne herauf; Schiffe mit

weißen Seegeln ziehen drunter dahin, und die Seeschwalbe schwingt vom Mastkorbe sich auf, schnellt in die Wolken und stürzt wieder herab, als hätte ein Pfeil sie getödtet. Könnt' ich steigen in die Lüfte, wie du, und herabtauchen in die Wellen, und die Flügel trocknen in Morgenglut! . . .

Sieh, ein Heiligenbild steht am Kreuzwege! Sei mir gegrüßet, o du, zu dem schon so viele Wanderer flehten! Niederkniee auch ich. Leite und schütze mich, Heil'ger, auf meiner Wallfahrt!

Auf denn, mein Pilgerstab mit der Gabe des trefflichen Hugo! Oft hätte ohne sie der Vater geschmachtet auf seinen Zügen; fänd ich den Ritter einst wo, um meines Vaters willen liebt' er auch mich!

Fürchte dich nicht vor mir, gehäubte Lerche! Was fliehst du, läufst hurtig die Furche hinan? Ach, das kleine Herz ist beklommen; du erhebst dich, steigst zum Himmel, strömst dich aus in schmetternden Tönen. Wie eine

Flocke schimmernden Schnees, schwimmst du im Sonnenstrahl, höher, höher hinauf, und je entfernter du schwebst von der Erdenluft, desto reiner tönt dein Gesang . . .

Sie hat die Schwester geweckt. Auch die zweite fliegt auf, ha! hier die dritte! Könnt ihr alle hienieden nicht weilen? . . .

Aber was steh' ich so stumm, vernehme nur Töne, ohne zu geben? Hatte nicht auch mich der Vater erkohren zum lebendigen Wort, bis eine andre Glut mich ergriff?

Welches Reiselied heute zuerst, welches zuletzt? Sieh, die Schatten des Waldes umfangen mich; ich singe das Lied von den Cedern!

Unter Cedern wirst du ruh'n
Im grünenden Haus!
Am Ziel bist du nun;
Die Wallfahrt ist aus!

Bist du zogen über Rom
Zum heiligen Grab;
Im grünenden Dom
Soll ruhen dein Stab!

Willst du fliehen aus der Welt
Ob Bannes und Acht?
Bist sicher gestellt;
Hier bricht sich die Macht!

Bist du müde jenes Lichts,
Von Sehnsucht betrübt?
Verloren ist nichts,
Was heilig geliebt!

Lös' den Mantel und die Schuh'
Und bade im Strom;
Du findest hier Ruh'
Im grünenden Dom!

Unter Cedern wirst du ruh'n
Im heiligen Haus!
Am Ziel bist du nun;
Die Wallfahrt ist aus!

3.

Berthold. Holla! Mit Gunst, wohnt hier Veit Börner, der treffliche Maler?

Bertha. Gleich will ich aufthun! . . . (heraustretend) Was beliebt euch, Pilger?

Berthold. Ja, er wohnt hier! Euer Gesicht, edle Jungfrau, thut mirs kund . . .

Bertha. Es wohnt hier Veit Börner, mein Vater. Ich . . . Euer Gruß hat mich erschreckt; . . . vergebt meiner Verwirrung!

Berthold. Euer Gesicht sah ich oft auf dem Hirtenbild eures Vaters, zwar eines lieblichen Kinds noch! Holdselig schwebt es in Klarheit bei den Engeln, die in der heiligen Nacht Friede auf Erden verkünden, schauet lächelnd herab auf ein schlummerndes Lamm...

Bertha. Tretet ein hier, wunderbarer Pilger, und nennt euern Namen!

Berthold. Laßt mir den Namen, Jungfrau! Ich bin ein Pilger nach dem heiligen Lande, nach dem unsichtbaren, wo euer Vater schon wohnt. Sagt ihm nur das!

Bertha. Ruhet aus hier indeß, guter Gesell! Mein Vater wird euch nicht unbesprochen entlassen. Er ist ohne Dünkel und Stolz, und liebreich gegen die Schüler.

(ab.)

Berthold. Ha, ich glaub' es ihr gern; man erkennt wol den Baum an den Blüten.

O ge-

O gewiß gedeiht mein Wandel in diesem Hause! ich finde eine Schwester an ihr! . . . Wie bebte ihre Hand an dem Thürgriff; warlich die Wange war eitel Glut, und sie konnte das fromme Auge nicht vom Boden erheben!

Bertha. Herein, herein, Fremdling, ins Gemach; mein Vater kommt gleich aus der Werkstatt. Ihr findet hier keine Hausfrau; vor drei Jahren starb mir die Mutter; sehet, das sind meine kleinen Gespielen, die Kinder des Nachbars. Seit sie die Mutter begruben, ward mirs zu einsam im Hause!

Berthold. Habt ihr nicht einen Bruder, älter, als ihr?

Bertha. Ja, und Ruben heißt er, und ging vor drei Monat in die Fremde. Gut, o gut ist der Bruder, aber ein leichtes lustiges Blut! Doch vergebt nur; der Vater . . . ich weiß auch gar nicht, was er zaudert; nur ein paar Striche wollt' er noch thun . . .

4.

Veit Börner. Willkommen, Pilger! wie nennst du dich?

Berthold. Herr, laßt mich diese kunstreiche Hand küssen! O ich zittre. Vor euch bin ich noch nichts; doch hoff' ich, durch euch was zu werden.

Veit. Das ist wacker gesprochen; es ziemt dem Jüngling Demuth gegen die Greise. Und dein Auge ist rein; ich glaub' es, daß du nicht heuchelst.

Berthold. Ein Malergesell bin ich, Herr! und wage den ersten Ausflug.

Veit. Willst du nach Rom schon anjetzt, wie deine Kutte fast zeigt?

Berthold. O nach Rom will ich wol, doch nicht eher, bis ihr mirs gestattet!

Veit. Zeig' mir den Lehrbrief denn auf! Wer ist's, der dich sendet?

Berthold. Mein Meister hat mir keinen Lehrbrief gestellt. Ich selbst soll ihn schrei-

ben, befahl er. Darum vergönnt mir, werther Meister, ein schwarzes Täflein und Kreide!

Veit (zu dem Knaben). Hol' eine Tafel, Krauskopf! Der Zeichenstift liegt dabei. Setzt euch indeß . . .

Berthold. Laßt mich stehen, Herr, bis ihr mein Urtheil gesprochen. Wenn ihr mich von euch weist, so scheid' ich, ohne zu rasten.

Knabe. Da, nimm die Tafel, fremder Mann! und laß mich den Pilgerstab halten!

Mädchen. Mir ihn auch! mir ihn auch!

Berthold. Nehmt, ihr freundlichen Kleinen! . . . So schreib' ich den Lehrbrief denn, wenn ihrs vergönnt . . . . . . O Herr! schaut mir nicht zu! . . . . . . Werther Meister, da nehmt! Dieser ist's, der mich sendet!

Veit. Daß dich Holofernes! das ist der Leonhard mit dem schalkischen Munde . . . haha! warlich, das ist sein stachlicher, fuchsrother Bart, den er gern für goldgelb verhan=

deln möchte! Daß dich Holofernes! Du bist mir ein Schüler, wie wenig! . . . Nun, was stehst du denn da, als stäck in der Kutte ein Dirnlein? Ei, da ist was zu schämen . . .

Berthold. Euer Lob jagt mir zum Herzen das Blut.

Veit. Nun, mein Lob . . . darüber beklagt man sich selten. Doch, was wahr ist, ist recht! Du ziehst gar kräftige, deutsame Striche! Leserlich ist das Zeugniß; du bist's, den der Leonhard mir zu senden versprochen! Und du kommst eben recht; der Herr Markgraf will schnell den Trinksahl vollenden!

Berthold. Ihr nehmt zum Schüler mich an?

Veit. Das meyn' ich, das meyn' ich! Sage geschwind an, wie du heißest?

Berthold. Bertholb heiß' ich; mein Vater Wolfart Erlach . . .

Veit. Wolfart Erlach, der wackere Sänger! Ei, was stehst du so fern? So komm doch und fall mir ans Herz, junger Erlach!

Auch kein Wort hat mir der Leonhard davon geschrieben . . . An mein Herz, Berthold Erlach! . . . Heda, Bertha! decke den Tisch und bring uns das Beste. . . . Was macht mein Sohn, der Ruben? Sprich, guter Gesell! wird er bei dem Leonhard bleiben?

Berthold. Er ist munter und frisch, und gefällt sich bei dem lustigen Meister, lernt auch die Gambe bei ihm. „Bring Vater und Schwester" . . . so sprach er . . . . „viel Grüße und Küsse!"

Bertha. Laßt mich vorbei in die Küche, lieber Gast!

Berthold. O entfliehet mir nicht, edle Jungfrau! Euch bring' ich den Kuß nur im Wort, weil doch der Ruben es also befahl!

Veit. Ha! fort ist sie, wie ein schüchternes Reh. Nun, laß dir hier wohl seyn, guter Gesell! Wir haben ein vieles zu sprechen! Hinweg das Schwerd und die Kutte!

5.

Bertha mit der kleinen Rebekka.

Zum erstenmal verschloß er das Kämmerlein nicht, und ist im heißen Streit mit dem Vater. O wie hör' ichs so gern, wenn sie uneins sind! Wie sind sie beide so demüthig und so stolz! . . . Komm, liebes Rebeckchen! und sei still . . . ich geb' dir den schönsten Apfel aus dem Korbe!

Aber was will ich denn hier? Wird mir doch ordentlich bang! . . . Nein, ich dächte doch nicht; oder thät ich denn unrecht? Sehen will ich ja nur, was der Berthold hier schafft; oft in der Frühe, wenn ich erwache, hör' ich ihn mit starken Schritten einhergehen.

Ach, wie sieht es hier aus! Es ist doch schrecklich, wie die Männer so leben, so leben können in dem wilden Gewirr! Was ich sorglich geordnet . . . es war alles, wie ein Spiegelschränkchen so sauber . . . alles liegt unter einander, als wär's aus dem Feuer ge-

räumt. Hier ist ein Pinsel gewischt; hier schaut ein häßlicher Kopf aus der Wand, nur mit Kohle gemalt, aber man könnte sich fürchten. An der Staffelei hängt meine Laute, und der Teppich vom Tisch, mit schönen Blumen durchwirkt, dient der Leinwand zur Staubdecke . . .

Runter mit dir! . . . . . . Heiliger Gott! das bin ich! . . . ach, wenn mich jetzt jemand erblickte! . . . . . . Wohin verberg' ich mich . . . horch! . . . ach, er ists selbst, er hat gelauscht an der Thür . . .

Berthold (schnell und unbefangen eintretend). Welch ein willkommener, seltener Gast! O liebe Bertha! zum erstenmal seh' ich euch bei mir. Oftmals gingt ihr vorbei; doch wagt' ichs nicht euch zu grüßen; jeder eurer Schritte bringt Segen. . . . Verzeihet mir nur! Gern wollte ich den Sessel euch bieten; aber . . . wie Unglück nun kommt . . . gestern fiel die Palette darauf.

Bertha. Nicht zu sitzen kam ich. Die

Thür stand nur angelehnt . . . offen . . . da wollt' ich . . . nachsehen wollt' ich, ob euch nicht etwas gebreche, wollte den Teppich wieder zurecht legen, da . . .

Berthold. O ihr sorgt für mich, wie die Schwester . . .

Bertha. Bin ich's doch wenigstens halb. Hier wohnte sonst Ruben! Auch heiß' ich Bertha und ihr Berthold.

Berthold. Bertha, ein herrlicher Name! doch meyn' ich das: Hold passe besser zur Jungfrau.

Bertha. Anders meyn' ich; doch kann ich, was ich meyne, nicht sagen.

Berthold. So überlaßt die Deutung denn mir; vielleicht daß ichs auch treffe! Hold den Berthas zu seyn, darauf deutet mein Name.

Bertha. Wär' auch der Name dann lieber?

Berthold. Ja wol, und wollt ihr auch euch überzeugen, würdigt dieß Bild eines Blicks . . .

Bertha. Es scheint eine junge Schäferin unter Blumen.

Rebekka. Zeige das Bild mir auch, guter Berthold; ich kann nicht hinaufseh'n.

Berthold. Komm Rebeckchen! ich hatte dich lange nicht auf den Armen. . . . Die Jungfrau Maria stellt es dar, theure Bertha! doch noch im kindlichen Alter. Hört es ganz, wie es ist! Mein Vater hat der Lieder gar viele, weltlich und geistlich, erdacht. Doch gar wenig achtet er sie, heißt sie nur Blumen, am frühen Morgen erzeugt, die noch vor Abend verblüh'n . . .

Bertha. O es dünkt mich gar schön, noch vor Nachts zu verblüh'n! Sei's auch den kürzesten Tag, die Blume hat geduftet, geblüht!

Berthold. Also denkt er wol auch; o möcht' er euch hören! Warlich, wie eine Tochter würd' er euch lieben, die er umsonst vom Himmel erbat. . . . Aber höret mich weiter! Eines hält mein Vater gar hoch, das Werk

und die Lust seines Lebens, dem er seine fröhlichsten Stunden, seine Thränen und Flammen geweiht. Und wol werth ist der Stoff, daß er so sorgsam ihn schmückte; es ist das Leben der heiligen Jungfrau.

Bertha. O lasset euch's senden, guter Berthold, und wenn Feiertag ist, les't mir und dem Vater draus vor.

Berthold. Er bewahret es streng; nicht Ruhm soll's ihm geben auf Erden; doch ein freundliches Wort schmeichelt's dem Guten wol ab. Als ich noch Knab' war, hat er mir zuweilen draus gelesen, hielt mich zwischen den Knieen und die Mutter saß mit gefalteter Hand. Oftmals bat ich's von ihm als Jüngling, und war er zufrieden mit mir, dann bekam ich's, und er sprach mit blitzenden Augen: Sei dem Heil'gen auch du, du o mein Einz'ger, geweiht! Darum ist's eine theuere Schuld, was ich als Knabe beschlossen: auszusprechen mit Farben, was er mit Worten gemalt. Dieß ist denn mein erster Gesang;

der letzte wird als Kön'gin der Sterne sie feiern; doch ist sie als solche mir noch nimmer erschienen. Seht, liebe Bertha, Maria sitzt hier unter Blumen, fast ein Kind noch. Alles, was sie umgiebt, ahnt schon die hohe Bestimmung; nur sie selber weiß nicht, was ihr im Busen ertönt. Alles strebt nach ihr hin; denn alles strebt nach dem Schönsten. Niederbeugt sich der Zweig voll Blüten, als wollt' er die Haare ihr schmücken; Blumen sprossen zu ihren Füßen hier auf; ein Schmetterling fliegt um die Lilien, womit sie sich in Unschuld gekränzt hat, und die Sonne liebäugelt durchs Laub, schon jetzt mit dem Himmelsschein sie zu ehren.

Bertha. Alles wie trefflich, lieber Berthold . . . bis auf die Züge Maria's! Nur ein irdisches Mägdlein, so dünkt mich . . .

Berthold. Also muß es euch dünken, doch euch nur! Ohn' es zu wissen, wirft der Abendstern seine Strahlen, und die Nachtigall singt nur, was das Herz ihr gebeut . . .

Bertha. Von etwas anderm, guter Berthold! ihr bewegt wunderbar meine Seele. Eine Thörin bin ich wol . . . . . . Sagt, was deutet die Sonnenrose hier am äußersten Rande?

Berthold. Diese deutet das ganze Geheimniß, was die andern nur furchtsam verrathen. Denn der Sehnsucht Blume ist sie, und wendet nach dem heiligen Mädchen das Antlitz.

Bertha. Eine schöne Blume! ist sie so tiefen, zärtlichen Sinnes! höher werd' ich sie achten von nun an, die mir so werthlos erschien! . . . Einfältiglich ist euer Bild, aber tief ergreifend und voll lieblicher Deutung!

Berthold. Weil das Herz es gemalt hat, das Herz voll Demuth und Treue, und nur das ist etwas, was dem Herzen entkeimt. Schweiget dieß, dann hinweg Harfe und Pinsel; aber ruft's hier, dann küssen sich liebend die Farben und das einfache Wort wird zum Geistergesang! O reicht mir die Laute jetzt,

holde Bertha, und nehmet die kleine Rebekka. Höret ein Lied, das oft mein Vater mir sang!

Vom Himmel wird's gegeben,
Der höhern Abkunft Pfand;
Sonst ist dein Thun und Streben
Nur Schaum und eitler Tand.
Fällt dir ins Herz nicht wärmend Himmelslicht,
Unheil'ger, fleuch . . . betritt den Tempel nicht!

Doch regt der Geist die Wellen;
Ist Herz und Sinn erglüht;
Dann laß die Töne schwellen
Mit heiligem Gemüth.
Was ist die Kunst? des Regensbogens Licht,
Der Liebe Strahl, der sich im Herzen bricht!

6.

Veit. Gute Nacht denn, Berthold, und sinne auf das Gemälde ins Kloster. Wenn die Frau Aebtissin dich vor sich fodert, daß du mir Ehre einlegst!

Berthold. Gute Nacht, theurer Meister! ich will darauf denken. Schlummert sanft, liebe Bertha! (geht)

Veit. Eilf Uhr schon schlug's von der Clarenkirche; sonst hätt' er den zweiten Gesang müssen auslesen. Warlich, es ist ein feurig Gedicht; es hat mir die Seele entzündet, und mein Herz klopft, wie damals, als ich den Ezechiel im Geiste empfangen. Wenig werd' ich schlafen diese Nacht.

Bertha. Wird der Schlaf mich umfangen, so träum' ich von den grünen Wiesen und lustigen Gärten, vom Bach Helisei lieblich durchschlängelt, wo die Wunderrose von Jericho wächst, sehe die Balsamstauden und Oliven, und die schattigen Feigenbäume. Laßt uns noch eine Weile bei einander bleiben, mein Vater! . . .

Veit. Mag denn ausbrennen die Lampe . . . . Aber was ist dir? Was hältst du die klopfende Brust, und Thränen versilbern dein Auge?

Bertha. Laßt mich; es ist Wonne und Schmerz. Als Sünderin steh' ich vor euch;

doch die Beichte wird mir schwer. Allgemach nur komm' ich ans Ziel.

Veit. Rede denn, wie du willst. Ich liebe die magdliche Furcht, und die Sünde, die du begingst, nehm' ich zu den meinigen mit.

Bertha. Vater, weil wir allein sind... sagt mir eure Gedanken über den Berthold. Dieser Schüler, meyn' ich, giebt neuen Glanz euerm Namen.

Veit. Ei, du Schalk, ich denk's auch; möglich, daß nur um des Schülers man einst den Meister noch nennt, wie Perugin und Bramante um Raphaels, des Ersten der Maler auf Erden. Aber ich mache mich auch breit mit diesem Lehrling, und hab' ihn erst heut' der Frau Aebtissin ernstlich empfohlen. Leider! mein Gesicht legt schon ab, und im kalten Gewölb erstarren die Finger.

Bertha. Fleißig ist der Berthold gewiß, und verehrt euch über die Maaßen. Habt ihr seine Maria geseh'n, die er nach

des Vaters erstem Gesang als Mädchen im Garten gemalt?

Veit. Wol gemerkt hab' ichs, daß er was im Stillen bereitet; doch ich forschte nicht nach. Denn was das junge Gemüth zagend und hoffend erzeugt, das ist ihm ein liebes Geheimniß, gleich der vestalischen Flamme im weiblichen Herzen, die ein spähender Blick leicht entweiht. Warlich, ich lieb' ihn um dieses Geheimthun, liebe dieß keusche Gemüth und raube sein Geheimniß ihm nicht, bis er selbst liebeglühend mir's darbringt.

Bertha. Seht ihr, daß ich eine Sünderin bin, Vater? Ich hab' ihm das Geheimniß entwandt!

Veit. Hast du? . . . ei sieh, bist du doch auch ein Mädchen! Nun, von euch läßt sich der Maler wol am liebsten bestehlen; einer Freundin gesteht die Jungfrau ihre Liebe ja wol!

Bertha. Alles wißt ihr mit Güte zu decken, hat eure Bertha gefehlt. Nur gegen

euch

euch selbst seid ihr streng. Aber . . . es ist ein treffliches Bild, und, obwol ich nur wenig verstanden . . . da er mir's feurig erklärte, da schwebte sein Geist auf mich nieder, und ich sah alles so klar, als hätt' ich selbst es erfunden!

Veit. Weisen soll er mir's nun auch! Ich will ihn mit Worten erhitzen, sei es durch Tadel, durch Lob, bis seine Brust ihm zu voll wird, und er zum klaren Beweis seine Leinwand mir aufrollt. . . . Also das Bildniß ist gut? es neigte dein Herz sich ihm zu?

Bertha. Alles gar reizend und gut, nur eines möcht' ich fast tadeln!

Veit. Hat dich der Meister wol oft im Stillen zum Richter erkohren, nehme der Lehrling auch deinen Richterspruch an!

Bertha. Gebt mir Bescheid, lieber Vater! Mir scheint's wichtig. Sagt, ist es erlaubt, dem Himmlischen das Irdische zu mischen? ist es nicht Sünde sogar, durch Menschengestalt darzustellen den Gott?

Veit. Ei die Frage ist fein; doch mag dieß allerdings also geschehen. Denn die Menschengestalt ist die schönste auf Erden, ein Ebenbild Gottes, und durch den Heiland geheiligt. Großes kannst du geben wol sonst, aber das Schöne, das Heilige und Ueberirdische nicht.

Bertha. Also meynt' ich's nicht ganz. Auch habt ihr mir schon einstmals gesagt, daß es dem Künstler vergönnt sey zu erwählen aus allem Gebild, was sich zum Schönsten gestaltet. Einen mag er das Ganze aus Theilen, die nirgend schöner zu finden, um das Höchste zu bilden, wie zu dem Blumengebild die schönsten Blumen der Gärten. Aber, ob es gezieme, eine einzige Gestalt zu erkiesen, und, wenn auch mit schmeichelnder Hand, das Heiligste darnach zu bilden ....

Veit. Wie? versteh' ich dich recht?

Bertha. Fraget nicht weiter. Ihr wißt's!

Veit. O du reizende Jugend! — Ich wage auch das nicht zu schelten, und gar oft

ist's gescheh'n; so besagt es die Geschichte der Maler. Sieh, wer wollte da richten . . . Was den reinen Jüngling entzückt, muß ihm das Heiligste seyn! O meine Tochter, was hast du gesagt? hätte der Himmel es also beschlossen . . .

Bertha. Vater! was hab' ich gesagt denn! Sprecht es nicht aus, oder ich vergehe vor Schaam.

Veit. Also dir gleicht das Bild, und Berthold hat sein Innres verrathen?

Bertha. Ach, ich wähn' es wol nur . . .

Veit. Stocke nicht, Tochter! Seit die Mutter dir starb, muß ich ja beides dir seyn!

Bertha. Wisset denn, mir gleichet das Bild, und alles scheint sich vor ihm zu neigen. Alle Knospen öfnen die Brust, und am äußersten Rande wendet die Sonnenblum den Blick; fast scheint es, als säh man den Stiel sich bewegen . . . und die Blume der Sehnsucht sey dieß, sagte Berthold. Seit der Zeit lieb'

ich die Sonnenrosen recht sehr, und steckte welche in Garten.

Veit. Ach, nun träume heut' wol auch ich. Gute Nacht, meine Tochter! Siehe, die Lampe will ausgeh'n.

7.

Sprachzimmer im Nonnenkloster.

Aebtissin. Ich verlass' mich auf euch, wackerer Jüngling, und auf die Bürgschaft eures Meisters. Seyd ihr so mächtig in Farb' und Gestalt als im bildenden Wort, so wird euer Bild eine Zier für das Kloster.

Berthold. Euer Zutraun wird mich stärken, ehrwürdige Frau, und was man mit frommem Herzen beginnt, das wird gesegnet von oben.

Aebtissin. Recht, Jüngling; ihr kommt mir zuvor. Nicht der irdische Lohn, nicht Eitelkeit, Selbstsucht müsse euch leiten! Hebet höher den Blick! Gab der Ewige euch den

Geist, Großes zu fassen, und das Herz, Schönes zu fühlen, und das richtige Auge, und die kunstreiche Hand, warum ward euch's gegeben, als zum Ruhme des Höchsten? Tausende werden knieen vor dem, was ihr schuft; auf dem Fittig eurer Kunst steigt die Andacht der Beter zum geöfneten Himmel, und seyd ihr längst Staub und Asche, doch bleibt ihr ein Wegweiser zu Gott.

Berthold. Gebt mir euern Segen; ich will deß nimmer vergessen . . . . . .

Aebtissin. Nehmt ihn, mein Sohn! und macht euch bald an die Arbeit. Kommt des Tages fein früh; für Speis und Trank wird gesorgt seyn. Und nun muß ich euch verlassen. Doch könnt ihr, so euch's beliebt, noch verziehen allhier. Wir haben heut Festtag, und meine geistlichen Töchter ergötzen sich nun mit Singen und Spiel.

(geht.)

8.

Berthold zur Pförtnerin. Fromme Schwester! da es die Frau Aebtissin verstattet, bleibe ich noch eine Weile. Darf ich näher treten dem Gitter?

Pförtnerin. Wer könnt' euch was versagen, feiner, sittiger Fremdling? Ihr batet wol selten umsonst, und auch wir sind so hart nicht. Streng ist unsre Regel zwar wol; doch rein ist alles dem Reinen, und neben der Landstraße geht ein lustiger Fußsteig. Selten wird uns das Vergnügen, mit einem Fremden zu sprechen, und . . . das glaubet gewiß! . . . die ganze Schwesterschaft redet gern.

Berthold. Seht, die Pforten geh'n auf; die Orgel ertönt . . .

Pförtnerin. Nun ja, sie kommen nun paarweis; alle könnt ihr sie sehen . . .

Berthold. O ein ehrwürdiger Zug, schwarz und weiß alle Gewänder, und die Mienen einander so gleich . . . alle so . . . ruhig . . .

Pförtnerin. Ja, das sind nun die Aeltsten voran. Aber schon steigt's herab; ich denke, andere Worte werdet ihr suchen. Seht, die Lange da rechts, mit dem Paternoster von Bernstein, die ist eine Künstlerin auch, und schnitzelt gar niedliche Bildlein, fast wie Spitzen so fein. Jene dort, die runde, mit blauen, recht lebhaften Augen, umspinnet Eier mit Binsen und Lahn, inwendig mit zierlichen Reimlein. Ach, man lachte oft gern, wenn sie was Neues erdacht hat!

Berthold. Sagt, wer ist jene mit dem blassen Gesicht? mit den schwarzen, funkelnden Augen?

Pförtnerin. Ja, blaß ist ihr Gesicht, erbarm' es die Heiligen! und ihr könnt glauben, oft vergehet ein Tag, ohne daß sie die Lippen nur öffnet. Aber sie ist . . . sagt man . . . auch nicht gern in dem Kloster; hat, verzeih' es ihr Gott! einmal schon Nadeln verschluckt.

Berthold. O wie jammert sie mich!

Pförtnerin. So wendet das Aug' zu der letzten. Seht, eine Weltliche ist das noch, die mit dem gewundenen Kopfzeug!

Berthold. Eine Himmelswohnerin scheint's; doch warum so anders gekleidet und über und über verschleiert?

Pförtnerin. Sitte des Vaterlands das; aus Arabien soll sie selbst, gar wunderbar ihre Geschichte seyn. Diese singet zuerst . . . man gönnt ihr die Ehre; denn es liebt sie das Fräulein des Markgrafs, und man möchte sie beide gern dem Kloster gewinnen.

Berthold. Stille jetzt, Pförtnerin, still! Sie stimmt ihre Harfe. Was für Hände sind das!

Pförtnerin. Ja, es sind Hände, wie Wachs; doch so einzig nun nicht . . .

Berthold. Ei, ich bitte euch, schweigt...

Die Orgel verstummt. Kurze Pause. Dann Gesang mit Begleitung der Harfe.

Willst dem Kloster dich verloben
In des jungen Maien Zeit?
Schauest unverwandt nach oben,
Fliehst des Lebens Herrlichkeit?
„Die Sünde will ich meiden,
Zu Gotte steht mein Sinn;
Mein Loos ist zu beneiden;
Der Herr ist mein Gewinn!"

Kränze dich mit Ros' und Reben;
Lust und Freude winken dir.
Sprich, ward dir umsonst gegeben
Deines Leibes holde Zier?
„Gab mir des Herren Güte
Der ird'schen Schöne Ruhm;
So prange diese Blüte
In seinem Heiligthum!"

Siehst du nicht die Liebe weinen?
Durch der Treue süßen Bund
Ewig ihm sich zu vereinen,
Fleht des Jünglings Aug' und Mund.
„Es waltet hier auf Erden
Nur niedere Begier;
Vermählet will ich werden,
Mein Heiland, nur mit dir!"

So mußt du dein Haar verschneiden,
Gleicht es auch dem Golde gar;
Mußt in düstres Schwarz dich kleiden,
Dich kasteien immerdar.

„Schmückt den Altar zur Feier;
Die Braut war längst bereit.
Willkommen Kutt' und Schleier;
Ihr seyd mein Ehrenkleid!“

Pause.

Pförtnerin. Nun, wie gefiel's euch? Nicht wahr, die Stimme ist schön? ... Das ist wunderbar! Er hört und sieht nicht ... Berthold! Berthold Erlach! Was steht ihr, wie eingemauert ...?

Berthold (wie aus einem Traum erwachend, sich schnell im ganzen Zimmer umsehend. Als sein Blick auf die Pförtnerin fällt:) Ja, ich besinne mich ... ja doch ... ich gehe ja! Geschwind öffnet die Pforte!

Pförtnerin (die ihm kopfschüttelnd geöfnet hat). Hab' ich's doch immer gehört von den Malern. Halb verrückt sind sie alle!

9.

Berthold im tiefen Walde.

Wie ist mir? wo bin ich? leb' ich denn noch? Was? Ich bin ja im Walde; der

Sturm saust über mir in den Wipfeln; kalte Tropfen fallen auf mein Gesicht . . .

Hier? hier wär' sie mir erschienen? Dünkt es mich doch, als wär' ich im Nonnenkloster gewesen; als hätt' ich Saiten-Töne vernommen . . . . . .

O laß dich fest bannen, himmlische Erscheinung! Weile noch länger auf der rosigen Wolke; noch einmal öffne den silbernen Schleier, mit Sternen schimmernd durchwebt! Zu mir, zu mir wende noch einmal den himmlischen Blick!

Wohin, wohin, stürmendes Herz? . . . Ha, ihr Locken, gleich goldnen Liebesketten, ihr Augen, so geistig und mächtig . . . . . . Welch ein Schmachten! welch ein Strahl! . . . . . . Wende dich ab von mir, Heilige! nieder die Wimper . . . o laß mich vor dir knieen, und den Rasen küssen, wo du wandeltest! . . .

Dahin! Dahin! Sie ist zu ihren Himmeln entflohen, und ich . . . ha! was weil'

ich länger hier im Morgenthau, Glut und Schmerzen im Busen?

10.

Veit's Werkstatt. Morgen. Berthold in einem Sessel schlummernd.

Bertha (über ihn gebeugt). Jetzt scheint er ruhiger; ein Lächeln schwebt um seine Lippen . . .

Veit. Sorge nicht um ihn, meine Tochter! Glaube mir, kein Unglück, nur etwas Ungewöhnliches ist ihm widerfahren. Das begegnet dem Künstler ja wol!

Berthold (schlägt die Augen auf und faßt schnell Bertha's Hand). O meine holde, liebe Schwester! meine Bertha! Ihr mir so nahe? . . . Aber . . . wie komm ich hieher? . . . Meister! verzeiht mir; ich war nicht trunken von Wein . . .

Bertha. Erst um vier Uhr kamet ihr heim. Ihr waret völlig ermattet; Ihr spracht

irr; ihr sahet niemand; Fieberhitze brannte auf euerm Gesicht. Sagt, ist euch besser?

Berthold. O mir war, mir ist wol, theure Bertha! Ich bin eines Hohen gewürdigt worden . . . Lebt wohl, lebt wohl, ich muß auf mein Zimmer; länger ertrag' ich es nicht, was mir die Seele bestürmt!

II.

Neuerbauter Trinksahl des Markgrafen. Einige verdeckte Gemälde auf Staffeleien.

Veit (mit Berthold auf und ab). Nun, ich habe dir den Willen gelassen, und was du gemalt, lobt den Meister. Nur die Wahl des Thürstücks hier am Eingange . . .

Berthold. Ich seh's an euerm Lächeln, daß ihr ein wenig Schalkheit vermuthet. Lang konnte ich nicht einig mit mir werden, welche Geschichte ich hier anwenden sollte; da ritt der alte Markgraf mit den Junkern und Fräuleins unten vorüber, die junge schöne Wittwe als

Braut einzuholen. Augenblicklich beschloß ich, den Eber des Adonis zu malen, den Nymphen und Liebesgötter mit Rosenketten gebunden haben, um ihn vor Frau Venus zu führen.

Veit. Sollte man diesen Sinn ahnen, mehr möcht' es dir Frau Venus, als der Eber, verdanken.

Berthold. Der Frau Venus schenk' ich den Dank. Vor des Ebers Scharfblick banget mir nicht; doch herzlich wird es mich freuen, gefällt dem Eber sein Bild.

Veit. Bald werden wir's hören! Sie kommen!

Der Markgraf; Adelheid, seine zweite Gemahlin; Maria, seine Tochter erster Ehe, am Arm einer Verschleierten; männliches und weibliches Hofgesinde. Der Markgraf geht mit Veit, die übrigen in größern und kleinern Abtheilungen, beschauend umher. Berthold zieht sich in ein Bogenfenster.

Adelheid (die ihn bald gewahrt hat, mit

Herablassung sich nahend). Ihr seyd ein Diener unsers Veits?

Berthold. Sein Schüler, gnädigste Frau!

Adelheid. Euer Name?

Berthold. Berthold, der Sohn Wolfart Erlachs.

Adelheid. Des Wolfarts, das freut mich! Man rühmt ihn noch immer bei jedem Turnier, und bedauert, daß er nicht mehr erscheint.

Berthold. Er lebt nur sich selbst, seit er zum leztenmal aus Palästina zurückkam. Das sind jetzt zehn Jahre . . .

Adelheid. Doch ihr selbst seyd ein Maler? . . . Habt ihr auch schon weibliche Bilder gemalt? nach dem Leben, meyn' ich?

Berthold. O ja, zu Zeiten.

Adelheid. Was denkt ihr? bin wol ich gut zu treffen?

Berthold (sie mit einem durchdringenden Blick anschauend). Nicht leicht ist die Aufgabe; doch . . . den Wagenden lohnet das Glück!

Adelheid (mit einem Feuerblick). Meynet ihr, Berthold? . . .

Der Markgraf und Veit kommen näher.

Markgraf. Nun recht gut, recht gut alles, Meister Veit! Euer Lohn soll euch werden, und ich bleib' euch mit Gunsten gewogen. Vor allem gefällt mir das Jagdstück. Warlich der Eber gleicht ganz dem, den ich vorm Jahr im Rodenburger Walde erlegte!

Veit. So gebührt der größte Theil eurer Gunst diesem Jüngling, meinem wackern Gehülfen!

Adelheid (lächelnd). Ihr seyd doch warlich ein deutscher Meister, guter Alter . . . (leichter und nur zu Veit) Aber ich habe Lust, die Kunst eines gerühmten Schülers schärfer zu prüfen. Ist er geübt genug, mein Conterfei also zu fertigen, daß es meinen Herrn und Gemal erfreue, so will ich ihn reichlich belohnen!

Veit (laut). Laßt seine Werke antworten

statt

statt meiner. Er hat einiges hier aufgestellt, und bittet um die Gunst, es zu zeigen ...

Adelheid. Lasset sehen!

Berthold (ein Gemälde aufdeckend). Maria, als Gärtnerin ... wie man gewöhnlich es nennt!

Markgraf. Hm! für einen Lehrling recht gut! Vorzüglich der Schmetterling! Man möchte ihn fangen.

Die Kenner unter den Hofherrn. Warlich! recht artig! recht fein! Der Schmetterling trefflich gelungen!

Adelheid. Eine recht schöne Kleine ...

Die Kennerinnen unter den Fräuleins (lispelnd). Lieblich ... recht kindlich und sanft ... ächte Kindes Natur!

Maria (zu der Verschleierten). Sagst du mir nichts, meine Freundin?

Die Verschleierte (sanft ihren Arm küssend). Wenn wir allein sind, Maria!

Berthold (der das letzte gehört hat, faßt beide ins Auge, und deckt, etwas bestürzt, das zweite

Gemälde auf). Dieß ist der Entwurf des Altargemäldes im Kloster; man könnte Christus den Gärtner es nennen. Es ist der Heiland, wie er am Ostermorgen Magdalenen im Garten erscheint, und sie erkennet ihn nicht, sondern fragt nach dem Leichnam des Herrn. Da wendet sich Jesus und spricht: Maria! und sie sinkt vor ihm nieder, und rufet freudig: Rabbuni!

Markgraf. Erinnert mich doch, liebe Adelheid, daß wir im Kloster gelegentlich zusprechen.

Ein Kenner. Ich verspare meine Gedanken . . .

Andere. Richtig, richtig! Besser man sieht erst die Ausführung!

(Maria und die Verschleierte bleiben lange still davor stehen. Alle andre gehn zum dritten Gemälde.)

Veit. Vergönnt mir jetzt das Wort! Ehe wir das letzte Gemälde enthüllen, laßt seine Entstehung mich kürzlich erzählen, die mein Freund leichtlich verschwieg. Er ward zur Frau Aebtissin gerufen ins Claren-Kloster,

und ging frühe dahin. Wir warteten seiner des Abends; doch er kam nicht. Ungewohnt dessen und besorgt, wachten wir in der Nacht. Erst mit Sonnenaufgang klopfte er an die Thür. Sein Auge war starr; sein Haar und Gewand naß vom Thaue; er schien krank und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten. Doch nach einem Stündlein erholte er sich, und machte sich rasch an die Arbeit, um, was er lange gewünscht, die Königin des Himmels zu malen. Dieß ist's, was ihm damals gegeben ward. Er glaubt, und mit ihm glaub' ich's, Maria selbst habe einer Erscheinung ihn gewürdigt.

Adelheid (feurig auf Berthold blickend). Das ist wunderbar! Geschwind, zeigt uns das Bild!

Veit nimmt die Decke ab. Eine allgemeine Stille, daß man jeden Athemzug hört. Die Markgräfin ruft: Das ist Sulamith! eilt schnell zu der Verschleierten und schlägt ihr den Schleier zurück. Sulamith wirft einen Blick auf das Gemälde und sinkt glühend Maria in den Arm.

Berthold, als er Sulamiths Gesicht erblickt hat, stürzt vor seinem Bild nieder.

12.

Klosterkirche.

Berthold (Palette und Pinsel in der Hand, auf einem Gerüst vor dem Altar. Mit inniger Heiterkeit). Gut! Ich weiß nichts zu bessern! Alles gelingt mir jetzt, was ich beginne. Wunderbar hat sich mein Leben geändert; ein Wunder bin ich mir selbst. (Mit gefalteten Händen:) ...... Alles ist dein Werk, Herrscherin des Himmels! Nur das Werkzeug bin ich; eine höhere Macht waltet durch mich.

Markolph (öffnet furchtsam die Thür und schleicht durch Vorhalle und Gänge. Da er Berthold näher kommt, wie vor sich). Mein! was haben die Nonnen für ein kostbars Kirchlein! Was für Schnitzwerk und Gold! Was für Säulen, eitel Jaspis und Marmor!

Berthold (ihn bemerkend, mit Laune). Mein!

was will der Hofjüde in einem christlichen Kirchlein? . . . Wisset mein Freund! Kelch und Monstranz, die goldnen Gewänder und das Silbergeräth, alles ist unter festem Beschluß!

Markolph. Was der Markolph hier will? Berthold Erlach sucht er, den wackeren Meister, sehr bei Hofe beliebt! Hat er doch gehört von seiner gewaltigen Kunst, möchte was sehen von seiner Hand . . .

Berthold (steigt vom Gerüst). Kann ich euch damit dienen, warum nicht? soll ich mich an euch selbst versuchen, noch lieber! Auf eine Versuchung Christi denk' ich jetzt, und da wär' euer Gesicht . . .

Markolph. Immer heiter und scherzhaft! . . . Nun, werther Meister! wer weiß, giebt's nicht auch an mir was zu lösen. Ich hab' eine Tochter, die Esther; ist ein Dirnlein, wie die schöne Rahel; mein! die könnt' ihr mir malen für den Eidam, den reichen Wechsler in Brabant . . . Zeigt mir doch das Altargemäld'!

Berthold. Das ist nichts für euch, Vater! aber in meinem Zeichenbuch hier, da findet sich eher etwas nach euerm Gefallen. (blättert und nimmt eine Zeichnung heraus) Seht, das hab' ich noch als ein Bube gezeichnet; recht mit Liebe und Lust . . .

Markolph. Was bedeutet's?

Berthold. Habt ihr nie die gräßliche Geschichte gehört von dem Judentöchterlein, die ein Christenkind an sich gelockt hat? Schauet, da sind die alten verstockten Juden in der Synagoge versammelt, zapfen dem Knäblein mit Nadelstichen das Blut ab. Dieser, seht nur, dieser hier mit der langen Pfrieme, scheint von euerm Stamme zu seyn . . .

Markolph. Werdet doch nicht glauben das einfältige Mährlein; ist doch nichts Wahres daran!

Berthold (weiter blätternd). Ich hab' auch das Mönchlein gemalt, von dem ein Israelite eine Hostie zum Pfande verlangte ... oder . . . säht ihr lieber den Erzvater Jacob,

wie ihm Rebekka die Hand mit Böckleinfellen umwindet, daß der blinde Isaak für Esau ihn halte, und den Segen, den er jenem bestimmt . . .

Markolph. Berthold! Ihr seyd ein Schalk und verseht euch Böses zu mir. Doch sollt ihr erfahren, daß ich sey euer redlichster Freund. Laßt euch sagen . . .

Berthold. Was wollt ihr von mir?

Markolph (wichtig). Ihr sollt wissen, der Herr Markgraf ist heut auf die Hirschjagd geritten und kehrt morgen erst heim.

Berthold. Was kümmert das mich?

Markolph. Werdet anders sprechen, wackerer Erlach! Wisset . . . es lauscht doch hier niemand . . . ich komme eben aus den Frauengemächern . . .

Berthold. Aus den Frauengemächern? Ihr?

Markolph. Na, ich hab's gesagt, und was der Markolph sagt, ist ein Wort! Ihr müßt wissen, daß der Markolph kommen darf

jeden Tag; selbst die Sulamith redet mit ihm . . .

Berthold (heftig). Sulamith? Sulamith? . . . und was weiter?

Markolph. Nein! was weiter, was weiter, davon weiß Markolph nicht; aber . . . das Brieflein hier sollt' er euch geben! (giebt ihm einen Brief und läuft, indem Berthold denselben erbricht, schnell davon.)

Berthold (liest). „Eine Freundin, die ihr errathen mögt, erwartet euch morgen früh in den Lindengängen des Schloßgartens!“ . . . Sonst kein Wort! nicht ein Name einmal! Aber . . . (drückt das Blatt wonnezitternd an seine Lippen.) Heilige des Himmels! nannte er nicht Sulamith! . . .

13.

Kleiner Garten an Veits Hause. Die Sonne im Untergehen. Bertha auf einer Rasenbank, mit Sonnenblumen umpflanzt, singt zur Laute nach einer traurigen Weise:

Die Sonnenblum' bin ich allein;
Ich wende die Blicke nach oben;
Doch lacht nicht mehr der Sonnenschein;
Es hat sich mein Abend erhoben.

Du fliehst, o Sonn', zum schönern Land,
Die Lilien des Morgens zu küssen;
Sie harren dein im Brautgewand,
Voll Sehnsucht, dich liebend zu grüßen.

Und kehrst du nach der dunkeln Nacht
Dein liebliches Angesicht wieder;
Die Sonnenblume nicht erwacht;
Sie senkte verschmachtend sich nieder.

Sie welkte hin, du holdes Licht!
Mit liebendem treuen Gemüthe,
Und wandte sterbend ihr Gesicht
Zu dir, als sie sank und verblühte!

14.

Morgen. Hoher Lindengang im Schloßgarten, mit der Aussicht auf einen Flügel des Schlosses.

Berthold (hervorkommend). O warum kann ich keinen Gedanken fassen, als Sie!... Still! rauschten die Blätter dort nicht?... Alles schweigt! Hätt' ich mich wieder getäuscht? ... Nein, gewiß, ich höre Tritte; dort blinkt ein weißes Gewand ...

Mathilde, ein Hoffräulein. Ihr kommt frühe, Berthold, doch nicht früher, als ich euch erwartete.

Berthold (verwundert). Was sagt ihr, Fräulein? Ihr? mich erwartet?

Mathilde. Nicht jeder, dem ich das eingeständ, würde so kalt fragen, doch ... zu welchem Feien sich neigen, der verschmähet die Schäferin.

Berthold. Ihr verkennet mich wol ...

Mathilde. Keine Verstellung gegen mich; ich bin in Geheimniß. Was euch

Markolph überbrachte, ward von **mir** geschrieben . . .

Berthold. Von euch? ist es möglich?

Mathilde. **Von** mir; doch nicht **für** mich. Eine Beglücktere ist's, welche von euch verherrlicht seyn will . . .

Berthold. O so beschwöre ich euch . . .

Mathilde. Eure Ungeduld wird gefallen. Kommt!

(Sie führt ihn durch einige abgelegene Gänge in ein mit Gewächsen und Blütensträuchern angefülltes Sommerhaus. Er erblickt durch einige Zimmer . . . die Markgräfin Adelheid, reizend geschmückt, von zwei prächtig gekleideten Mohrinnen auf den Knieen bedient. Daneben eine Staffelei und alle zum Malen erforderliche Geräthschaften.)

15.

Ein Frauengemach, nicht sehr geräumig, nach alter Weise mit Täfelwerk verziert. An einer Seite ein violetner Teppich, welcher den Eingang zu einer kleinen Capelle bedeckt.

Maria, den Kopf schwermüthig in die Hand gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet.

Sulamith (steht vor ihr; ergreift nach einer Weile ihre Hand und drückt sie an ihre Brust). . . . Was bekümmert dich so, Maria?

Maria. Berthold Erlach! . . . Könntest auch du ihn der schändlichen That schuldig glauben?

Sulamith (mit Feuer). Bei den Sternen Gottes, er ist unschuldig! Nur die Rachgier einer Verschmähten konnte den Reinen verklagen . . .

Maria (heftig). Die Rachgier einer Verworfenen, deren erster Gemal ein Buhler ermordete . . . Unglücklicher Berthold!

Sulamith. Sei ruhig, meine Maria!

Maria. Ruhig? bist du es?

Sulamith. Ich bin's!

Maria. Und der Unschuldige im Kerker...!

Sulamith (zuversichtlich). Nicht lange mehr! Ich finde ihn, ich befreie ihn!

Maria. Dein Auge glänzt, als wärst du Beherrscherin der Natur. Sprich, holdes Mädchen, was bewegt deine Seele?

Sulamith. Wir müssen scheiden, meine Schwester! Ich wollte dich ohne Abschied verlassen, doch ich vermag's nicht.

Maria. Welch ein Gedanke!

Sulamith. Wenn die edle Elisabeth noch lebte...

Maria. O meine arme, duldende Mutter!

Sulamith. Sie selbst würde meinen Entschluß billigen, würde mir beistehen...

Maria. So folgst du mir nicht in die Stille des Klosters? so gelang es der Welt, dich Glühende in ihre Arme zu locken?

Sulamith. Gern blieb ich bei dir; doch seit ich Berthold erblickte, ist auf's neue glü-

hender die Sehnsucht erwacht, meinen Vater zu sehen, um in jenes stille Land zurückzukehren, wo ich die ersten Tage meines Lebens verbrachte . . .

Maria. Schon oft erzähltest du mir von jenen glücklichen Bergen; doch dünkte mich deine Erzählung stets fabelhaft und nur ein Traum deiner Einbildung. Du warst erst sechs Jahr alt, als der geheimnißvolle Pilger dich meiner Mutter überbrachte . . .

Sulamith. Und doch steht so manches, vor allem der letzte Augenblick noch lebendig vor mir! Zwölf Ritter in glänzenden Waffen trugen meine Mutter zu Grabe; eine lange Reihe ehrwürdiger Greise mit brennenden Kerzen folgten der Bahre; alle weinten um sie; nur mein Vater . . . o Maria! es war ein fürstlicher Mann; nie sah ich späterhin einen ihm ähnlich! . . . nur mein Vater weinte nicht. Am folgenden Tage ging er mit mir an das Felsengrab. Ich sammelte Blumen, schmückte den Eingang damit und schlummerte ermüdet

ein. Da ich erwachte, trug mich ein freundlicher Mann auf seinen Armen. Schon oft hatte ich ihn unter den Palmen gesehen; und dieser Mann ... Du wirst lächeln, liebe Maria! ... aber seine Züge erschienen mir in Berthold verjüngt wieder.

Maria. O was Edles gäb' es für dich auf Erden, daß nicht ihm glich?

Sulamith. Kann ich ihn gnugsam lieben? Oder zweifelst du wol, daß irgend ein geheimes Band mich mit ihm verbindet? Sahest du nicht mein Bild, das nur durch ein Wunder ihm gegeben seyn kann ...

Maria. Du warst in jener Zeit bei den Nonnen ...

Sulamith. Doch immer verschleiert! ... O laß mir den schönen, tröstenden Glauben, daß wir für einander bestimmt sind! Denn wisse, ich hab' ihn zu meinem Begleiter, zu meinem Beschützer erkohren!

Maria. Du sahest ihn kaum; du sprachst ihn noch nie; du weißt nicht, ob er dir zu

folgen gesonnen ist . . . Weltliche Liebe hat dich verblendet . . .

Sulamith. Und doch spricht das Heil'ge für ihn!

Maria. Du befragtest Mirarose?

Sulamith. Noch gestern waren alle Blätter verdorrt; doch kaum, daß ich ihr Wasser gab . . . Sieh selbst, dort auf den Altar!

Maria (öfnet den Vorhang und erblickt mit Erstaunen in einem silbernen Gefäß eine aufs schönste blühende, weiß und roth gestreifte Rose. Dann wendet sie sich zurück und umarmt Sulamith mit hervorbrechenden Thränen). Ja dein Vorhaben wird vom Himmel begünstigt; du wirst glücklich seyn! . . . du . . . (schmerzlich) das Einzige, was mir auf Erden zu Theil ward . . . auch du bist für mich verloren! . . .

16.

Berthold's Stübchen bei Veit. Bertha auf einem niedrigen Ruhebett, nur leise athmend. Veit am Fenster, in die Nacht hinaus starrend Zu Bertha's Häupten sitzt ein Mädchen als Krankenwärterin. Zu ihren Füßen ist die kleine Rebekka auf den Knieen eingeschlummert Alles nur von einem schwach brennenden Lämpchen beleuchtet.

Veit (finster und leise). Oefne die Hausthür, Magdalene! Es steht eine weiße Gestalt unten . . .

Mädchen (weinend). Eine weiße Gestalt . . . Jesus Maria! so stirbt Bertha? . . . Ich fürchte mich, Herr, hinunter zu gehen; auch habt ihr gestern wol nicht verschlossen . . .

Veit (will gehen).

Bertha (sich langsam aufrichtend). Verlaßt mich jetzt nicht, lieber Vater! Bald muß ich euch verlassen.

Veit. O meine Tochter! . . . Hast du ein wenig geschlummert, Bertha?

Bertha. Ach ja, wenigstens geträumt, lieber Vater! mir ist wohl, mir ist leicht! Berthold's Mutter ist mir im Leichentuche erschienen; die ist auch vorüber . . .

Veit (verwundert, vor sich). Wer hat ihr davon gesagt?

Bertha. Sie nannte mich Tochter, und küßte mich auf die Stirn. Huh! ihre Lippen waren kalt, ich fühle den Kuß noch. (Auf die Stirn zeigend.) Fühlt nur her, lieber Vater; hier drückt's!

Veit. Bilde dir so etwas nicht ein.

Bertha (lächelnd). Nicht? . . . Dann hab' ich auch die heilige Jungfrau als Gärtnerin gesehen. Sie war freundlich und mild; sie reichte mir eine Krone von Veilchen und Mirten, eine Passionsblume in der Mitten . . .

Veit. Lieblich schwärmendes Mädchen!

Bertha. Dann versprach sie mir, Bert-

hold's Kerker zu öffnen . . . ihr könnt's glauben, mein Vater!

Veit (vor sich). O meine Hoffnung!

Bertha. Ich aber soll warten, bis sie in ihrer Herrlichkeit mir erscheinen wird; um ein Uhr wird sie mich rufen . . .

In diesem Augenblick schlägt die Glocke Eins. Die Thür öffnet sich. Sulamith tritt ein, und schlägt den Schleier zurück.

Bertha (erhebt die Hände zu ihr). Ave, Maria! Nimm dein Kind zu dir!

(sie sinkt todt nieder.)

(Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.)

XXI.

Der Kuß.

Lustspiel.

Personen.

Adelaide.

Elise.

Ferdinand, Elisens Bruder, unter dem Namen Alwill.

Die Scene auf Adelaidens Landguthe.

Romantische Gegend mit einer Anhöhe und Kaskade. Hier und da Rasensitze, von malerischen Baumgruppen beschattet.

I.

Adelaide. Bald darauf Elise.

Adelaide

(auf einer Rasenbank, in der Hand ein Buch mit gemaltem Einband).

— Bin ich nicht schwach, wie einst im Mädchenkleide,
Daß ich mit Stolz an diesem Lob mich weide?
Was ist's denn nun? Ein schwärm'risch Weihgedicht,
Am Ende — Poesie und schöne Lügen;

Mein Name hier in leserlichen Zügen —
Das kann mich fesseln?

(stampft mit dem Fuß und legt das Buch weg.)

Nein! ich will auch nicht!
Wär's denn ein Glück —

(schlägt das Buch leicht wieder auf und betrachtet ihren davorstehenden Kupferstich)

daß Enkel einst erfahren,
Die — Großmama war schön vor vierzig Jahren;
Daß jedes Püppchen einst mein Bild — belacht,
Und lieblich schnarrt: Abominable Tracht!
Ja, mit der Nachwelt — — Ist das Jetzt
denn Nichts?

(man sieht in ihrem Rücken Elisen durchs Gebüsch lauschen.)

Ist's gar nichts denn, gleich Götteridealen,
Auch Wenigen, selbst Einem, nur zu strahlen
In einer Glorie des reinsten Lichts? —
Wie süß klingt's nicht:

(gefällig lesend)

„Und was gefällt im Liede,
Ist dein, Adelai —"

Elise (laut).

Adelaide!

Adelaide.

Welch Echo! ha!

(erschrickt ein wenig, da sie Elisen gewahr wird und verbirgt schnell das Buch ins Strickkörbchen. Dann gleichgültig:)

Nun, Siebenschläferin!

Das nenn' ich Mittagsruh' —

Elise (gähnend).

Ach ja, ich bin
Noch nicht ganz munter. Du warst wie verschwunden
Von meiner Seite —

Adelaide.

Du warst eingenickt;
Drum schlich ich fort, und habe fast zwei Stunden
Aus lieber Langerweile hier — gestrickt.

Elise (sie liebkosend).

Sey nur nicht bös! Dort in der grünen Kühle,
Da schlummert sich's —! Die Luft war gar zu schwüle!

Jetzt ist mein Züngelchen nicht müde mehr;
Nun laß uns plaudern —

(indem sie sich schnell des Strickkörbchens bemeistert, das ihr Adelaide wieder entreißen will.)

Gieb die Arbeit her!

(Sie kämpfen darum. Elise entläuft damit.)

Adelaide

(ihr nach. Sie jagen sich).

Nein! ich will selbst —

Elise.

Nein ich!

Adelaide.

Nicht doch! ich glaube,

(auf die Bank deutend)

Der Strumpf liegt dort — ich ließ ihn in der Laube —

Elise.

Warum nicht gar?

(sie kramt in dem Körbchen)

Adelaide.

Was suchst du denn?

Elise.

Den Strumpf!

Adelaide.

Ich hab ihn nicht.

Elise

(hat das Buch gefunden und hält es in die Höhe).

Doch ich! Triumph! Triumph!

Adelaide (entrüstet).

Du denkst doch nicht —? Du wirst mich böse machen —

Elise.

Hahahaha!

Adelaide.

Nun fängt sie an zu lachen!

Elise.

Hahahaha!

Adelaide

(als wollte sie gehen).

Nun, man vergönn' es ihr,

Der — Närrin!

Elise.

Ida! sey nur gut! bleib hier!

Du kennst mich ja; das ist die wahre Freude,
Zu lachen ohne Grund —

Adelaide.

Die ich Dir nicht beneide.

Elise.

Du liebst mich ja! —

(mit komischem Ernst)

Auch denk' ich warlich nicht,
Daß Du aus Langerweile das Gedicht
Vor Alwill's Buch noch einmal überlesen!
Gewiß nicht! Nein! Doch weil's der Zufall fügt,
Daß just dieß Buch in Deinem Körbchen liegt,
So sag' ich, was schon längst mein Sinn gewesen:
Denkst Du denn gar nicht auf des Dichters Lohn?
Drei lange Sommertage sind entfloh'n,
Seit er —

Adelaide.

Soll ich den Lohn Dir etwa übertragen?
Recht gern, mein Kind!

Elise.

Da mußt Du Alwill fragen! —
Seit er, wie im Serail ein Paladin

In Gärtnertracht, der schönen Sultanin
Ein Körbchen überreicht. Du — läss't ihn gehen,
Scheinst kaum, nur kaum, auf das Geschenk
zu sehen,
Bis dieser Amor —
(der auf den Einband des Buchs gemalt ist)
Dir entgegen nickt,
Verhüllt von dieser —
(leicht auf Adelaidens Brustbouquet deutend)
jungen Doppelrose;
Und, was erfreut der Huldin Aug' erblickt,
Ist ihre eigene Apotheose!

Adelaide (etwas gereizt).

Wer gab ihm Recht, daß er sich das erlaubt?
So öffentlich —

Elise
(nicht ohne einige Empfindlichkeit).

Ja, hätt' er das geglaubt,
Hätt' ihm das nur geträumt, dem armen
Jungen —

Adelaide.

Nicht wahr, er hätte lieber Dich besungen?

Elise.

Ei nun —! Doch Dir ist ganz sein Herz geweiht,
Dir Undankbaren! — Du bist kaltes Eisen,
Wirst Du so schön verrathner Zärtlichkeit
Nicht einen zarten Dank beweisen.
Selbst schicklich ist's —

Adelaide (leicht).

Hm! Daran dacht' ich nicht!
Doch find' ich's wahr; fast scheint mir's selber Pflicht,
Ihm für das Buch ein freundlich Angedenken,
Etwas — von Werth dem jungen Mann zu schenken;
So — etwa eine Uhr —

Elise.

Ei ja! mit Deinem Bild!
Schön —

Adelaide.

Du vergiß'st — Nein! Das wär' allzu mild!
Auf so etwas wird doch der Herr nicht hoffen?

Elise.

Warum denn nicht? warum? Ich sag' Dir's offen,

Nicht so etwas — wird sicher deprecirt!

Adelaide.

Wie so? Du weiß'st sehr viel —

Elise.

Wird deprecirt!

Das weiß ich, ja! und dürft' ich nur verrathen,

Was er erwartet —

Adelaide.

Wie? erwartet?

Elise.

Ja!

Adelaide.

Sehr arrogant!

Elise.

Doch ich kann schweigen.

Adelaide.

Ah,

Wol ein Geheimniß?

Elise.

Richtig!

Adelaide.

Darf man fragen —

Zwar gilt mir's gleich — —

(zutraulich)

Der Freundin kannst Du's sagen!

Elise (bedenklich).

Zwar — —

Adelaide.

Sey kein Kind!

Elise.

Nun wenn ich reden muß,

Er hofft — —

Adelaide.

So sprich doch!

Elise.

Nichts, als einen Kuß!

Adelaide (spöttisch).

Nichts mehr? Ei seht —

Elise.

Man küßt beim Pfänderspiele —

Adelaide.

Adelaide.

O ja, mein Kind! Es giebt der Küsse viele —
Allein ein Kuß, den man als Dank begehrt,
Ein solcher Kuß —

Elise.

Hat freilich höhern Werth!
Doch find' ich's kaum zu stolz, da — diese Schwestern,
Des Nachts getränkt, noch hier am Busen blüh'n —

Adelaide.

Du bist nicht klug —

Elise.

Wie Deine Wangen glühn! —
Da dieß Gewand Dich schmückt so heut', wie gestern —

Adelaide.

Hör' auf!

Elise.

Da man mit jedem Morgenlicht
Dieß goldne Haar in solche Netze flicht,

Dieß Band so knüpft und so den Schleier bindet,
Wie man's allhier —
(den Kupferstich aufweisend)
vor aller Augen findet!

Adelaide.

Das geht zu weit!

Elise.

Da man dieß Buch erkiest
Zum stillen Freund, es halb verstohlen liest —

Adelaide (sehr heftig).

Nun schweig! nun schweig! — Wenn ich ihn je soll küssen,
Nicht Du, meyn' ich — lang' wird er warten müssen!
Was kümmert mich denn Deines Bruders Wahl
Des Freundes? Daß ihn dieser uns empfahl?
Und ist's Verdienst, daß Alwill sich vor allen,
Wol schönern Thälern, dieses ließ gefallen?
Daß er die Quelle hier Vauclûs genannt,
Und — weil wir, ehrend sein poet'sches Leben,
Uns freundlich seiner Laune hingegeben,
Zuletzt in mir die schöne Laura fand?

Elise.

Hm, ziemlich wahr! man ward ihm schnell gewogen;
Wir haben ihn ein wenig wol verzogen —

Adelaide.

Nein! einen Kuß — ich schwöre hohen Schwur —
Nein, solchen Kuß erhält mein Bräut'gam nur!

Elise.

Ja, Du hast recht — ein Kuß kann viel bedeuten,
Und Arroganz wohnt oft bei jungen Leuten,
Zumal beim Dichtervolk —

Adelaide (stutzend).

Du find'st es auch?

Elise.

Nein, nein, mein Herr! Das ist bei uns nicht Brauch!
So sanft ich bin, ich kann Sie nicht beklagen!
Was dachten Sie —

Adelaide.

Du kannst's ihm immer sagen!

Elise.

Das magst Du selbst! Sieh, eben kommt er her.

Adelaide.

Jetzt, jetzt, Elise? — Nimmer, nimmermehr!
Ich bin voll Zorn — Ich könnte leicht ihn
kränken —
Lies Du den Text ihm —

Elise (eifrig).

Nun! er soll dran denken!
(schnell ab.)

2.

Adelaide (allein).

Sie eilt ja recht? Sie war sehr schnell bekehrt?
Sprach gegen ihn, den sie — recht zärtlich
ehrt?
Fast schien es mir, als wär's ihr recht willkommen,
Daß ich so spröd, so — standhaft mich benommen!
Hm! Sonderbar! — Sieh, wie sie zu ihm fliegt!
(indem sie auf die Anhöhe geht)
Ich muß nur geh'n — — Ja! wenn nicht
alles trügt,

So wünscht sie es, daß ich ihn soll entlassen,
Um selbst — schon gut! —
(sie verliert sich im Gebüsch.)

3.

Elise. Alwill. Zuletzt Adelaide.

Alwill (mit Empfindung).
Sie flieht, sie flieht vor mir!
Ich seh' es ja, sie wird mich ewig hassen!

Elise.
Das wär mir schön! Das mag sie unterlassen,
Die — Tigerin! Trotz sey geboten ihr!
Hör' mich nur an! Der Kuß wird abgeschlagen —

Alwill.
Ein einz'ger Kuß? Den kann sie mir versagen?

Elise.
So höre doch! — Doch — wirst Du heiß geliebt,
Und die erzwungne Grausamkeit zerstiebt,
Wie Spreu vorm Wind, wirst Du Dich weise
zeigen.

Nicht blos den Kuß, die Hand soll sie Dir reichen,
Wenn Du mir folgst —

Alwill.

O sprich! ich bin ganz Ohr!

Elise.

Du stellst Dich ihr jetzt wie zum Abschied vor —

Alwill.

Zum Abschied?

Elise.

Sprichst von Deiner heißen Liebe,
Daß Dich Dein Schmerz aus diesem Eden
triebe —
Und flehst zuletzt um den verdienten Lohn.
Wenn sie dann fragt, scheinst Du befriedigt schon,
Und foderst —

Alwill.

Nun?

Elise.

Nur eine kleine Gabe,
Ein Band, den Handschuh —

Alwill.

Wenn ich dieß nun habe?

Elise.

Dieß kriegst Du nicht in alle Ewigkeit!
Sie fürchtet mich, und ihre Sprödigkeit
Weicht ihrem Stolz —

Alwill.

Gut, gern will ich gehorchen,
Du Listige, doch —

Elise.

Laß Du mich nur sorgen!
Mein Plan gelingt!

Alwill.

Du Gute! welchen Dank —

(Man sieht Adelaiden auf der Anhöhe; doch zieht sie sich bald wieder zurück.)

Elise

(welche lange spionirt hat, giebt Alwill verstohlne Winke).

Sey klug! Sie lauscht! Komm mit auf diese
Bank,
Und sprich, wie ich —

(laut)

So willst Du wirklich scheiden,
O Alwill?

Alwill (laut).

Muß ich nicht?

(leis)

Ist's recht so? —

(da sie nickt, laut)

Meine Leiden

Verbannen mich. Du theiltest meinen Schmerz —

Elise (leis).

Brav! Brav!

(laut, indem sie seine Hand an sich drückt)

O Freund! warm schlägt für Dich dieß Herz;

Vergiß mein nicht, und wenn uns Meere trennen —

Alwill (laut).

Stets wird für Dich der Freundschaft Flamme brennen —

Elise (laut).

Und denkst Du oft an dieses schöne Thal —

(leis)

Sie kommt herab —

(laut)

Denk' auch an mich manchmal!

An jenen Tag, da auf der Veilchenwiese

Wir wandelten —

Alwill.

Elise! ach!

Adelaide (laut).

Elise!

Elise.

Welch Echo! ha!

(schreit und läuft davon)

Adelaide.

Ich glaubte nicht zu stören —

Alwill

(in Verwirrung, doch bald sich sammelnd).

Adelaide! aus der Engel Chören
Klingt dieser Ton — mir, ach! zum letztenmal!
Ich scheide nun von meiner Lust und Qual.

Adelaide.

Was fällt Dir ein!

Alwill.

Was hilft die feige Klage?

Leb' wohl — Dir dank' ich schöne, schöne Tage,
Und schön're Träume, schön're Wünsche — Doch,
Sie sind vorüber — eins nur wünscht' ich noch.

Adelaide.

Du scheinst so trüb'! Kann ich Dir Trost gewähren;
So sprich —

(vor sich)

Gewiß, Er ist nicht falsch, nur Sie! —

(laut)

Du dauerst mich, so düster warst Du nie —
Sei froh —

Alwill.

O nein! wie? darf ich Hoffnung nähren?
Versagst Du nicht —

Adelaide.

Wie? ich?

Alwill.

Ich muß zurück
Zur kalten Wirklichkeit; ein dicht'risch Glück,
Wie hier mir winkte, werd' ich nimmer finden,

Ganz werd' ich Dir aus dem Gedächtniß
schwinden —

Adelaide (vor sich).

Ah so?

(laut)

Nicht ganz! Du läßt ein Denkmal mir,
Das — mich beschämt, und gern vergölt' ich's
Dir,
Wär' mir bekannt —

Alwill.

O sanftes, himmlisch Wesen!
Vor diesem Engelsblick muß ich genesen,
Muß Hoffnung schöpfen —

Adelaide (vor sich).

Ich versteh' ihn schon!
Er wagt es doch —

Alwill.

Gewiß, den höchsten Lohn
Nahm ich mir selbst, da, was ich heiß em-
pfunden,
Die liebsten Blüten meiner schönsten Stunden,
Ich Dir geweiht —

Adelaide

(die Augen niederschlagend).

Ich kenne meine Pflicht

Und was gerecht ist —

(leiser, sich umsehend)

Das versag' ich nicht!

Alwill.

O Himmlische!

Adelaide.

Mein Freund!

Alwill.

Wenn Freunde scheidend stehen,
Pflegt oft der Freund ein Pfand sich zu erflehen,
Ein Pfand der Gunst; die Freundin weigert's nie;
Sie gönnt dem Freund die süße Phantasie —

Adelaide (vor sich).

Ob sie wol lauscht —?

(laut)

Du sprichst Hieroglyphen —

Alwill.

Gönnt ihm den Traum, der ihn noch lang beglückt,
Sie wenig kostet, ihn zum Gott entzückt —

Adelaide.

Es scheint, Du willst nur meinen Scharfsinn
prüfen —

Alwill.

Du schenk'st es mir?

Adelaide.

Wenn ich's verschenken kann —

Alwill.

O ja, sehr leicht! sehr leicht! — So wag'
ichs dann:
Die Rosen wünsch' ich, die hier lieblich
blühten
Und gern in schönen Flammen hier verglühten,
Wie ich bald fern —

Adelaide

(unentschlossen vor sich, indem sie die Rosen abstecken will).

Sie hat die Hand im Spiel! — —
Wie nehm' ich das? — Was ich getragen habe,
Will er — — Nun ja, doch auch die eigne
Gabe! —
Sie soll nicht siegen! Nein!

(laut)

Das ist nicht viel —

Doch sollst Du — denn — ich kenne Dein
Verlangen —

Von hier nicht mich verkennend geh'n,

Und, sollten's auch gewisse Leute
seh'n,

Nebst diesen Rosen einen Kuß empfangen!

(sie nähert sich ihm liebreich)

Alwill

(sie feurig umarmend).

Ihr Götter!

4.

Die Vorigen. Elise.

Elise

(schnell hervorspringend, in beschwörendem Tone).

Ida! denk' an Deinen Schwur! —

Schön, Alwill schön! das heiß' ich seh'n und
siegen!

Wie zärtlich sie sich in den Armen liegen — —

(Adelaide will sich losmachen, Elise verhindert es — parodirend:)

„Nein! solchen Kuß empfängt mein Bräut'gam nur!"

Adelaide (unwillig).

Bist Du berauscht? —

Elise.

Bald sollst Du anders singen! —
Das Schwesterband wird ewig uns umschlingen,
Nun fester —

Adelaide.

Wie?

Elise (präsentirend).

Mein Bruder Ferdinand,
Nicht Alwill mehr! O laß ihm diese Hand,
Die Alwill sich verdient —

Adelaide.

Was soll ich glauben?

Elise.

Ei nun — man hat das Seinige gethan! —
Ich schrieb, und spann das Liebsromänchen an,
Er wünschte unbekannt dieß Herz zu rauben —

Ferdinand.

Das ich verehrte, eh ich Dich gekannt!
Jetzt, Ida —! ach!

Elise.

Drum laß ihm diese Hand —

Ferdinand.

O dürft' ich hoffen —!

Adelaide (zärtlich).

Läßt sich überlegen!

Ferdinand (entzückt).

O Ida! —

Elise (pathetisch).

Kinderchen! nehmt meinen Segen!
Und wenn man denn nun küssen soll und muß,
So sey das Leben stets für Euch ein Kuß!
(Indem Ferdinand Beide umarmt, fällt der Vorhang.)

Bei dem Verleger sind folgende neue Bücher erschienen:

Anekdoten, interessante, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. 4r Bd. (oder: histor. Gemälde, 16r Bd.) Mit 1 Kupf. von Jury. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Gemälde, historische, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden der Geschichte. 16r Bd. (oder: Anekdoten, Charakterzüge ꝛc. 4r Bd.) Mit 1 Kupf. von Jury. 8. . . 1 Rthlr. 8 Gr.

Hacker, D. J. G. A., Predigtentwürfe über gewöhnliche Sonntägige und über freye Texte, 4te Sammlung, (oder: Neue Predigtentwürfe ꝛc. 1te Sammlung.) gr. 8. . . . . 14 Gr.

— — Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildetern Ständen. 3s Bändchen. 8. . . . . 16 Gr.

— — derselben 4s Bändchen, 8. . . . 16 Gr.

Kind, Fr., Tulpen. 3s Bändchen. Mit 1 Kupf. von Jury. 8. . . . . 1 Rthlr. 8 Gr.

Auf Velinpap. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — Gedichte. Mit 1 Kupf. nach Schnorr von Böhm. gr. 8. . . . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

Auf Velinpap. 3 Rthlr.

Reinhard, D. Fr. V., Predigt am Reformationsfeste des Jahres 1807. gr. 8. . . . . . 4 Gr.

Winkler, K., Bianca von Toredo. Eine dramatische Dichtung in fünf Akten. Mit 1 Vignette nach Schnorr von Böhm. gr. 8. . 1 Rthlr.

Auf Velinpap. 1 Rthlr. 18 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler im dritten Bändchen.

Seite	5	Zeile	5	lies diesem statt diesen.
—	16	—	19	l. einen st. ein.
—	81	—	21	l. Schwestern st. Schwester.
—	127	—	7	l. Nun st. Nu.
—	134	—	6	l. Athem st. Athen.
—	138	—	4	l. zu Buch st. das Buch
—	167	—	7	l. mir hören (als Berlinismus) st. mich hören.
—	202	—	15	l. zum st. zu.
—	231	—	17	l. Athem st. Athen.
—	250	—	5	l. Paradeiß st. Padeiß.
—	250	—	14	l. kann st. komm.
—	253	—	19	l. völlig st. rollig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kind, Johann Friedrich,

Tulpen

Bd.: Viertes Bändchen

Leipzig 1808

P.o.germ. 714-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112246-2